Abendunterhaltungen
eines
Familienvaters
oder die
christliche Sittenlehre in Beispielen für die heranwachsende Jugend

Aus dem Französischen
des
J. B. J. Champagnac.

Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

Augsburg 1850.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

lit. J. Bergler

2 81. b5.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Hochwürdigen Wohlgebornen

Herrn Herrn

M. C. Münch,

vorm. Seminar=Rektor, k. Schulenaufseher und
Pfarrer zu Unlingen.

Dem

großen Freunde und Beförderer

des christlichen

Erziehungs- und Unterrichtswesen

widmet

diese Schrift in hoher Verehrung und Liebe

Der Verleger
J. A. Schlosser.

Vorwort.

Die christliche Sittenlehre braucht keine Schutzrede; alle Meinungen bringen ihr eine aufrichtige Huldigung dar und betrachten sie als das Gesetzbuch der Tugend.

„Die Abendunterhaltungen eines Familienvaters“ haben zum Zweck, der Jugend schon frühzeitig Liebe für dieselbe einzuflößen; auch hat man zu diesem Werke einen Rahmen gewählt, welcher, obwohl einfach, doch die Aufmerksamkeit der jungen Leser fesseln und sie lebhaft interessiren sollte. Ein guter Vater versammelt am Abend seine Familie um seinen ländlichen Heerd, und nachdem er hier kurze Ermahnungen gegeben hat, zu welchen das Evangelium den Text liefert, und welche auf eine gute Handlung oder einen Fehler irgend eines seiner Kinder Bezug haben, erzählt er Geschichten, passende Anekdoten, oder führt historische Bruchstücke und merkwürdige Worte irgend einer berühmten

Person an, um die Strenge der Moral zu mäßigen und sie für seine jungen Zuhörer einladender zu machen.

Dieser einfache Umriß von dem Plane des Werkes genügt, um zu zeigen, daß es für die Jugend eine ebenso angenehme als lehrreiche Lektüre darbietet.

Was die Beispiele betrifft, welche angeführt werden, um die Vorschriften des Evangeliums besser einzuprägen, so sind sie mit der größten Sorgfalt gewählt und großentheils aus der Geschichte entnommen. So bietet unsere Sammlung in dieser Hinsicht den doppelten Vortheil, einmal, das Herz der heranwachsenden Jugend zur beständigen Ausübung der Tugend heranzubilden, und ihr Gedächtniß mit den merkwürdigsten und anziehendsten Thaten aus der Geschichte und dem Leben einzelner Menschen zu schmücken.

Das Schriftchen ist erzbischöflich approbirt und hat in Frankreich eine außerordentliche Verbreitung gefunden.

Die Herausgeber.

Abend-Unterhaltungen
eines
Familienvaters.

Erstes Kapitel.

Einiges über die Familie Sainval.

Zwischen Sauwar und Nantes bildet die Loire kleine Inseln, welche durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ihrer Producte die Aufmerksamkeit des Reisenden zu fesseln verdienen. Diese heutzutage so blühenden Eilande waren vormals unangebaut und mit düstern Wäldern bedeckt, und dienteu zuerst den Sachsen und dann den Normannen als Zufluchtsorte, um daselbst ihre Barken in Sicherheit zu bringen und dort ihre Beute und die Gefangenen, welche sie als Sclaven mit sich führten, aufzubewahren. Seit diesen traurigen Jahren der Barbarei haben die Inseln der Loire, durch den Ackerbau fruchtbar gemacht, ein ganz anderes Aussehen gewonnen und bilden nun einen höchst angenehmen Aufenthaltsort für ihre Bewohner. Außer reichen Hanf- und Flachspflanzungen gewahrt man bald große Grasplätze, die wie

ungeheure grüne Teppiche sich ausdehnen, bald dichte Gehölze von schwarzen Pappeln, deren dunkelgrüne Blätter mit dem weißgrauen Laub der Weide lieblich contrastiren; hier erblickt man fette Triften mit Heerden bedeckt, dort schön angebaute Weinberge; überall ruht das Auge auf lieblichen Landschaften.

Auf das bekannteste dieser Eilande, Behuard, hatte sich während den Drangsalen der Revolution die Familie Sainval geflüchtet. Entblößt, verfolgt, wie in dieser traurigen Zeit so manche tugendhaften Menschen waren, schäzte Herr Sainval sich glücklich, diese Freistätte zu finden, welche ihm die Bereitwilligkeit eines Freundes verschafft hatte. Sein Weib und seine Kinder, seine Mutter und er waren lange Zeit genöthigt, unter einem andern Namen daselbst in Verborgenheit zu leben, um ihren Verfolgern zu entrinnen.

Herr Sainval bearbeitete den Boden des Landes wie ein einfacher Taglöhner, der schon seit lange an diese einfache Lebensart gewöhnt ist. Seine Frau und seine Mutter spannen Flachs und Hanf; Adele, das älteste von fünf Kindern, woraus die kleine Familie bestand, obschon erst neun Jahre alt, strickte doch schon unter der Leitung ihrer Großmama wollne Strümpfe. Der Gewinn aus diesen verschiedenen Arbeiten nebst der Beisteuer, welche einige Freunde Herrn Sainval zukommen ließen, sicherte nothdürftig den Lebensunterhalt der Unglücklichen; diese Prüfungszeit verlängerte sich, aber ohne den Muth und die Standhaftigkeit Sainval's zu schwächen. Zwei sehr lange Jahre verflossen für sie unter Leiden und Widerwärtig-

keiten. Da legte sich der Sturm der Leidenschaften, und die Ruhe kehrte zurück. Aber diese neue Lage der Dinge brachte das Glück noch nicht; erst später kehrte mit der gesellschaftlichen Ordnung die Achtung für die Gesetze, die Sittlichkeit und die Religion zurück.

Herr Sainval hatte in Folge der Revolution das anständige Auskommen verloren, welches ihm sein Vater hinterlassen hatte. Seit den ersten Tagen der Ruhe, welche dem Sturme folgten, dachte er nur daran, sich durch Arbeit die Mittel zu verschaffen, seine Familie zu erziehen, und besonders seinen kleinen Kindern eine sittlichreligiöse Erziehung zu geben, welche ihnen eine ehrenvolle Stelle in der Welt sichern konnte.

Die Champagne, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, schien ihn durch die mächtige Gewalt der Erinnerungen, die sich stets an den heimathlichen Boden und an die Wiege unserer Kindheit knüpfen, in ihren Schooß zurückzurufen. Aber welche Hülfe konnte Sainval in einem Lande hoffen, wo er weder Credit noch Verwandte, noch Freunde hatte? Seine Verwandten waren größtentheils als Opfer der revolutionären Gräuel gestorben; seine Freunde hatten entweder dieß unglückliche Loos getheilt, oder in fremden Ländern eine Zuflucht gefunden, und er befand sich in keiner so glänzenden Lage, um in seinem Lande neue Freundschaften schließen zu können. Er faßte also den Entschluß, sich auf der Insel Behuard niederzulassen, welche ihm einige Hülfsmittel darbot, und die er in dankbarer Anerkennung der gastlichen Aufnahme,

welche er hier so glücklich gefunden, bereits wie sein zweites Vaterland liebte.

Es gab auf dieser Insel einige Striche brachliegenden Landes, welche mit Brombeerstauden und dürren Heidekräutern bedeckt waren. Niemand hatte noch daran gedacht, sich derselben zu bemächtigen; Herr Sainval bat und erhielt die Erlaubniß, Culturversuche damit anstellen zu dürfen. Die schwere Lehrzeit, welche er mit so edler Standhaftigkeit bestand, verbunden mit seiner Einsicht und der ausdauernden Beharrlichkeit, welche die Noth einem Manne von Muth verleiht, hatten Sainval in die wichtigsten Geheimnisse des Ackerbaues eingeweiht. In Folge seiner Beobachtungen und Versuche war er sogar auf gewisse neue Ideen gekommen, die er mit Erfolg auszuführen suchte.

Seine häusliche Laufbahn stellte ihm Anfangs tausend Hindernisse in den Weg; die Mittel, seine Plane auszuführen, fehlten ihm fast gänzlich, und viele Andere würden an Sainvals Stelle bald den Muth verloren haben. Aber einige Zeit darauf nach einer anstrengenden ununterbrochenen Arbeit und mit Hülfe eines unerwarteten Geldzuschusses, welchen er von einem Freunde aus Amerika erhielt, fing unser neuer Landwirth an, die glücklichen Erfolge zu sehen, wenn gleich nicht das Ziel seiner Anstrengungen. Im folgenden Jahre war das Landstück, welches er urbar gemacht hatte, nicht mehr kennbar, und befand sich fast in einem ebenso blühenden Zustande, wie die übrige Insel. Statt des Heidekrautes,

welches kurz vorher diesen kleinen Bezirk verödete, sah man nun Getreidefelder von ziemlich schönem Wuchse sich erheben; dort begannen die Erdäpfel hervorzusprossen, nahe dabei stellte sich ein kleiner Gemüßgarten dar, dessen Erzeugnisse für die Bedürfnisse der Familie bereits hinreichen konnten; anderswo verbreitete die Esparsette und Luzerne ein dem Auge angenehmes Grün. Verschiedene Arten Obstbäume, da und dort an Stellen gepflanzt, wo Schatten nöthig war, trugen noch zur Verschönerung des neuen Besitzthumes bei. Ehe er aber seine Mühe und die Kosten des Anbaues auf das Spiel setzte, hatte Sainval die Vorsicht gehabt, sich das Erdreich, welches er urbar machen wollte, in aller Form zuerkennen zu lassen, so daß er sich als Herrn eines zwar zerstückelten und beschränkten Eigenthumes sah, welches aber ergiebig zu werden, und seine mühevollen Arbeiten, seine Sorgen und seine Ausdauer reichlich zu belohnen versprach.

Herr Sainval hatte sich einen tauglichen Platz aufbewahrt, um daselbst, sobald er die Mittel dazu hätte, ein für seine Familie angemessenes Häuschen aufzuführen. Wie er seine landwirthschaftlichen Arbeiten im Gange sah, entwarf er selbst den Plan zu seiner künftigen Wohnung, was nicht schwierig war; denn um eine Hütte zu bauen, braucht es keinen großen Kostenaufwand. Er legte sofort Hand ans Werk, weil es gut ist, mit dem Beispiele voranzugehen, und sah in Kurzem ein hübsches Häuschen sich erheben, in welchem er bald seine Wohnung aufschlug.

Einmal eingezogen, konnte Sainval über mehr freie Augenblicke verfügen, und da er sich auch sonst in seinen Handlungen ungehinderter fühlte, seitdem er nicht mehr unter einem fremden Dache lebte, fing er an, sich auf eine geordnetere und nachdrücklichere Weise der Erziehung seiner Kinder zu widmen, was er mit Recht als eine unendlich wichtige Aufgabe betrachtete.

Bisher hatte er einen für das Glück des Menschen so wesentlichen Gegenstand nicht vernachläßigt; aber die geringe Zeit, über welche er verfügen konnte, und die unsichere Lage, in welcher er bis jetzt lebte, hatten ihm nur gestattet, sich dem Nöthigsten zu widmen. Er mußte demnach die ganze Arbeit nach einem veränderten Plane wieder aufnehmen, und hatte gleichsam ein neues Land zu bebauen.

Bei diesem Geschäfte leistete Frau Sainval ihrem Manne tüchtigen Beistand. Diese gute Mutter war mit vieler Sorgfalt erzogen, und in der Uebung der christlichen Sittenlehre, sowie im Glauben an die göttliche Kraft der Religion erstarkt. Sie besaß einen rechtlichen durch Erziehung erstarkten Sinn, war durch die traurige Schule des Unglücks geläutert, und hatte so gewiß in mehr als einer Hinsicht den Beruf, das Betragen, die Sitten, die Beschäftigungen und sogar die Spiele ihrer Kinder zu überwachen. Ueberdieß gibt es tausenderlei Sachen, welche nur von dem wachsamen Auge einer Mutter bemerkt werden können.

Frau Sainval, die Großmutter, spielte nur eine untergeordnete Rolle, sowohl wegen ihres hohen Alters, als

ihrer körperlichen Schwäche. Zudem ist es bekannt, daß Großmütter im Allgemeinen schlechte Erzieherinnen sind, und es ist zum Sprichworte geworden, daß sie ihre Enkel oft verderben. Einige unserer jungen Leser dürften auch Etwas davon wissen. Herr Sainval hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, und fühlte tief den ganzen Werth der Tugend und einer erleuchteten Frömmigkeit. Im Schooße der Religion hatte er in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht gesucht, aus ihr den kräftigsten Trost geschöpft! Wie hätte er nicht auch seinen zarten Kindern eine so lebendige, an Gnaden und Wohlthaten so fruchtbare Quelle zeigen sollen? Von den fünf Kindern Herrn Sainvals kennen wir erst Adelen, welche wir bereits gesehen haben, wie sie an der Seite ihrer Großmutter wollene Strümpfe strickte. Sie war von Natur mit den glücklichsten Anlagen begabt; sie besaß einen gesunden Verstand, und vorzüglich verdienten ihre Gemüthseigenschaften besondere Aufmerksamkeit. Seit dem Beginne des Unglückes, welches ihre Familie betraf, hatte sie die peinliche und schmerzhafte Lage ihrer Eltern zu lindern gewußt, und sich bemüht, alle Mittel anzuwenden, um dieselbe so viel als möglich zu lindern. Es war in der That erstaunlich, was für mannigfache Dienste dieses Kind dem Hause leistete. Nichts was zur Haushaltung gehörte, war ihr fremd, und man konnte sich bei allen häuslichen Geschäften, welche man ihr auftrug, auf sie verlassen. Und doch war Adele erst neun Jahre alt; so wahr ist es, daß Gott immer den Kindern beisteht, die guten Willens sind.

Nach Adele kamen zwei Knaben, Emil und Karl. Sie waren noch zu jung, als daß man sich über ihre Charaktere schon bestimmt aussprechen konnte, doch zeigten sich schon einige Merkmale, welche für ihre Erziehung nicht unbenutzt gelassen werden durften. Der erstere war aufbrausend, zum Zorne geneigt, der sich oft bis zur Wuth steigerte; war aber der Anfall vorbei, so gab es kein besseres Kind von der Welt als ihn. Er hatte einen sehr mittheilenden Charakter, welcher, falls er gut gelenkt wird, sich zur Biederkeit und Geradheit hinneigt, oder auch zur Rohheit und Gewaltthätigkeit, wenn man es versäumt, ihn frühzeitig zu biegen. Karl zeigte auf den ersten Anblick eine ganz verschiedene moralische Richtung. Von Natur sanft und schüchtern, gab er sich nur selten dem Zorne hin, und man konnte leicht bemerken, daß er dazu keinen Hang hatte. Mit allen seinen Kameraden lebte er in dem besten Einverständniß, so daß er ihnen lieber alle seine Spielsachen überließ, als ihnen unfreundlich begegnete. Aber er besaß eine außerordentlich empfindliche Eigenliebe; der geringste Vorwurf, der kleinste Scherz trieb ihm die Schamröthe ins Gesicht; dann konnte man nichts mehr mit ihm anfangen, so eigensinnig war er, und nur ein sanftes Entgegenkommen konnte ihn nach und nach wieder beruhigen. Emils Lebhaftigkeit ließ auf eine schnelle, aber oft nur oberflächliche Fassungskraft schließen; das langsame und stille Wesen Karls verrieth einen nicht so schnellen aber um so tiefer dringenden Verstand. In Emil verkündigte die Beweglichkeit des Auges, das Muskelspiel,

die heftige und beständige Thätigkeit der Füße und Hände äußerst lebhafte Einbildungskraft, einen aufgeweckten aber unruhigen Geist. Karls ganzes Wesen zeigte Verschlagenheit, Nachdenken und Schlauheit. Bei letzterm zeigte sich die Klippe, welche am meisten zu fürchten war, von einer ganz andern Seite, als bei Emils Gemüthsart; man mußte hier einem versteckten Wesen, der Heuchelei und Verstellung entgegenarbeiten.

Viktor, das vierte Kind, war noch zu klein, als daß man von ihm schon Etwas hätte im Voraus hegen können, dasselbe war mit dem kleinsten Mädchen der Fall, welches Sophie hieß und schon an der Mutterbrust sich ihrem Namen (Weisheit) getreu zeigte; denn sie störte die Ruhe ihrer Eltern weder bei Tag noch bei Nacht.

Herr Sainval konnte in den Charakteren seiner Kinder leicht die besondern Verschiedenheiten bemerken, welche wir so eben bezeichnet haben; auch handelte er immer darnach, indem er dieselben nach und nach an das Nützliche und Wohlanständige zu gewöhnen suchte.

Nach dem so eben Bemerkten werden wir nicht erstaunen, daß Herr Sainval jeden Augenblick, welcher nicht durch seine ländlichen Arbeiten in Anspruch genommen war, ausschließlich seinen Kindern widmete. Adele empfing von ihm Unterricht im Lesen, Schreiben, in Geographie und Geschichte; die Unterweisung der Uebrigen war ihrem Alter angemessen. Aber alle sollten von denselben Grundsätzen der Sittlichkeit und Religion durchdrungen werden.

In diesem Punkte, welchen er als den wichtigsten

betrachtete, folgte Sainval nur Einem Führer, dem Evangelium, jenem göttlichen Buche, dessen erhabene Einfalt der Fassungskraft der kleinsten Kinder einleuchtet, und die Bewunderung der aufgeklärtesten Geister erhält, einem Buche, welches alle Sekten auf gleiche Weise hochschätzen, wenn sie einander noch so entgegengesetzt sind. Herr Sainval war überzeugt, daß Alles, was er seinen Kindern lehren könne, sich hier enthalten finde, daß er sie nicht zu oft mit den zahlreichen Lehren vertraut machen könne, welche dieß Buch einschließt, um sie unvermerkt dahin zu bringen, dieselben zur Grundlage aller ihrer Handlungen zu machen. Unbedeutende und dem Anscheine nach zufällige, aber oft absichtlich herbeigeführte Umstände, gewisse der Fassungskraft des jugendlichen Alters zugängliche Betrachtungen, das lobens- oder tadelnswerthe Betragen eines seiner Kinder, benützte Herr Sainval sorgfältig, um sie die ganze Vortrefflichkeit des Evangeliums kosten zu lassen.

Er wandte noch ein anderes, ebenso wirksames Mittel an. Beinahe jede Woche einmal, nachdem er das Evangelium vom letzten Sonntag verlesen, und die Hauptgedanken daraus abgeleitet hatte, las oder erzählte er noch eine Geschichte, entweder aus der alten oder neuern Zeit, oder es war sogar eine reine Erdichtung, welche genau auf die Sittenlehre paßte, die er so eben erläutert hatte. Diese lehrreichen Unterhaltungen fanden immer in den Abendstunden statt, wenn alle Arbeiten beendigt waren. Die Kinder nahmen mit dem größten Vergnügen daran

Theil, und zogen daraus einen um so größern Nutzen. Die Tage, an welchem diese religiösen Unterredungen statt fanden, waren für die Kleinen eine Art Fest, und es wäre eine harte Strafe für sie gewesen, wenn man sie derselben beraubt hätte.

Es gab keinen interessantern Anblick als diese so glückliche Familie nach Ueberwindung so schrecklicher Drangsale, welche das Ende ihrer Leiden nur dem Beistande der Vorsehung und ihrer eigenen Anstrengung verdankte, und die unendliche Allmacht selbst in den Augenblicken ihrer Erholung lobpries.

Im Sommer wurden diese rührenden Unterweisungen unter freiem Himmel gehalten. Jedes nahm auf den steinernen Bänken Platz, welche vor der Thüre der Wohnung stunden. Aber die harten Feldarbeiten, welche in dieser Jahreszeit so häufig sind, erlaubten es nur selten; die langen Winterabende waren hiezu günstiger. Man vereinigte sich im Erdgeschosse, wo die Kinder einen Halbkreis vor dem ländlichen Heerde bildeten, dessen Hitze das ganze Gemach hinreichend erwärmte. An einer Seite des Kamins, nahe bei den Kindern, nahm die Großmutter Platz, und während sie die Spindel zwischen ihren vor Alter abgemagerten Fingern drehte, tadelte sie ganz leise diejenigen, welche nicht aufmerksam genug waren. Ein wenig entfernter arbeitete Frau Sainval am Linnenzeug und wachte zugleich über die Wiege, worin Sophie schlief. Medor, der treue Wächter des Hauses lag unter dem Bettchen des Kindes.

Herr Sainval beherrschte seine Zuhörer, und indem er der Reihe nach las, erklärte, erzählte und fragte, konnte er sicher auf eine Frucht seiner Unterhaltungen rechnen.

Bisweilen baten Kinder aus der Nachbarschaft um die Gunst, zugelassen zu werden; man bewilligte es ihnen unter der Bedingung, daß sie kein Geräusch und keine Störung verursachten, und im Allgemeinen konnte man nur mit ihnen zufrieden seyn.

Die Altäre waren soeben in Frankreich wieder aufgerichtet worden, und der Gottesdienst begann wieder seinen alten Glanz zu gewinnen. Man hatte den meisten Kirchen, welche so lange Zeit von ihren Hirten verlassen waren, wieder Priester gegeben. Die Kapelle Unserer Lieben Frau von Behuard wurde von einem ehrwürdigen Geistlichen versehen, welcher seit seiner Ankunft in der Gegend unsere armen Flüchtlinge bemerkt hatte. Er konnte die glühende Frömmigkeit, das anständige Verhalten, das herzliche und einladende Wesen der Familie Sainval nicht genug bewundern.

Auch säumte er nicht, sich mit dem Haupte dieser schätzbaren Familie freundschaftlich zu verbinden. Herr Sainval war vielleicht der einzige Mann der Gegend, mit welchem er das Vergnügen einer anziehenden Unterhaltung genießen konnte. Der Abbé Saint-André machte sich gleichfalls eine Freude daraus, den eben besprochenen Abendunterhaltungen anzuwohnen, auch nahm er darin niemals das Wort, und begnügte sich, wie die Kleinen,

die Geschichten anzuhören; indem er die Fähigkeit Sainvals und den Umfang seiner Einsichten wohl kannte, erlaubte er sich nie eine Bemerkung über seine Vorlesungen, welche ihn beständig erbauten, und die er nur billigen konnte.

Wenn der gute Abbé bisweilen unter Tags in das Haus des Herrn Sainval kam, und einige Kinder wegen eines Fehlers bestraft fand, dann sprach er, weil er nicht mehr denselben Grund hatte, sich zurückzuhalten, wie bei den Abendgesprächen; er predigte dem kleinen Schuldigen mit sanftem Ernste, erinnerte ihn an Stellen einer vom Vater erzählten Geschichte, deren Sittenlehre sich gerade auf das Vergehen bezog, welches er begangen hatte, dann ermahnte er ihn bei der Ehrfurcht, die er Gott, seinem Vater und seiner Mutter und allen seinen Vorgesetzten schuldig war, und bei der Liebe, welche Jedermann seinem Nächsten erweisen muß, seinen Fehler so viel als möglich wieder gut zu machen, und besonders nicht mehr darein zu verfallen. Der Abbé endigte immer damit, zu Gunsten der Schuldigen einzuschreiten, und die Begnadigung folgte sogleich auf die Bitte. Allein man suchte dem Kinde, welchem so verziehen war, bemerklich zu machen, daß man, wenn man ihm den Rest seiner Strafe nachlasse, nur dem Geiste und dem Buchstaben des Evangeliums gemäß handle, welches fast auf jeder Seite Liebe und Verzeihung der Unbilden vorschreibt.

Da man sich nun einen genauen Begriff von der Beschaffenheit unserer Abendünterhaltnngen, von ihrem

wesentlich moralischen Inhalte und von dem Nutzen, welcher daraus entspringen muß, machen kann, wollen wir es versuchen, einige derselben unsern jungen Lesern vor die Augen zu führen, welche selbst heilsame Lehren daraus schöpfen können. Da es unsere Absicht ist, uns nur an die wichtigsten Punkte zu halten, werden wir dem Gange des Evangeliums nicht genau folgen. Wir werden hier eine Vorschrift, dort eine Parabel herausnehmen, und uns mit passender Auswahl an alles das halten, was die wichtigsten Sittenlehren betrifft. Weil wir den Zeitraum von einigen Jahren in einen engen Rahmen fassen müssen, wird man nicht darüber staunen, die Kinder schnell das reifere Alter erreichen zu sehen. Auch werden sie fast immer in die Erzählung der Geschichtchen und Anekdoten verwickelt seyn; denn oft wird ihr Betragen, sey es nun gut oder böse, den Stoff dazu bieten.

Zweites Kapitel.

Verzeihe deinen Feinden! Heroismus der christlichen Liebe. — Schöne Worte Heinrichs IV. — Handlung der Milde des Marschalls Villars. — Erhabener Zug des Herrn von Bonchamps bei seinem Tode auf dem Schlachtfelde. — Der General Hoche.

Bei dem Charakter, welchen wir an dem kleinen Emil kennen, konnte es nicht fehlen, daß er entweder mit seinen Schwestern und Brüdern oder mit Kindern aus der Nachbarschaft häufige Zänkereien hatte. Da sein Muthwille

nicht immer durch seine Körperstärke unterstützt wurde, kam es oft vor, daß er geschlagen wurde. Im Dorfe lebte ein kleiner Knabe, Peter Bonin mit Namen, von schelmischer und bösartiger Gemüthsart, welcher keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ihn zu mißhandeln. Als sich eines Tages bei ihren Spielen, welche bisher friedlich gewesen waren, ein Streit entspann, hob Peter sogleich die Hand gegen Emil auf; dieser setzte sich zur Wehre. Peter, welcher auf Kosten seiner Schultern bemerkte, daß der Vortheil sich nicht auf seine Seite neige, griff nach einem Steine, schleuderte ihn mit aller Kraft seinem Kameraden an den Kopf, und nahm die Flucht, da er ihn wanken und mit Blut niedersinken sah. Dieser Auftritt war nicht weit von der Wohnung Herrn Sainvals vorgefallen, von welcher sich Emil bisweilen ohne Erlaubniß entfernte. Nachdem er sich von dem ersten Schrecken, welcher ihn fast besinnungslos niederstreckte, erholt hatte, wankte er langsam dem Hause zu, und suchte das Blut mit seinem Taschentuche zu stillen, aber es gelang ihm nicht, so tief ging die Wunde. Es schmerzte ihn sehr, aber ein gewisser Stolz ließ es nicht zu, daß er weinte.

Als Frau Sainval Emil in diesem Zustande kommen sah, stieß sie einen Schrei des Schreckens aus, in der Meinung, der Unfall sei viel bedeutender, als er es wirklich war. Ihr Gatte, weniger aus der Fassung gebracht, nahm ein wenig frisches Wasser, und stillte endlich das Blut, indem er die Stelle, woraus dasselbe noch immer stark hervorquoll, ganz sachte auswusch; dann schritt er

zum Verbande des Verwundeten, und legte ihm ein Tuch von alter Leinwand um die Stirn. Nachdem sich sodann Herr Sainval nach der Ursache des Vorfalles, dem Platze, wo derselbe stattgefunden, und nach dem Urheber der Wunde erkundigt hatte, machte er Emil bemerklich, daß er es wohl verdient habe, weil er doppelt ungehorsam gewesen sey; einmal indem er mit Peter spielte, dessen Gesellschaft ihm verboten war, dann, weil er sich ohne Erlaubniß vom Hause entfernte.

Den andern Tag fand eine Abendunterhaltung statt. Einige Augenblicke, bevor die ganze Gesellschaft sich versammelt und gesetzt hatte, brachte ein Nachbar die Nachricht, Peter Bonin habe durch den Sturz von einem Apfelbaum, dessen Früchte er plündern wollte, das Bein gebrochen. Emil konnte bei dieser Neuigkeit seine Freude nicht bergen und rief einmal über das andere mal: „das ist recht, das ist recht! Peter ist ein böser heimtückischer Bube, er hat es verdient.“ Diese Worte entgingen Herrn Sainval nicht; er rügte sie zwar nicht sogleich, aber er nahm sich vor, ungesäumt davon Gebrauch zu machen.

Bald war die ganze Familie um den ländlichen Heerd gereiht, und als das Stillschweigen in der ganzen Versammlung hergestellt war, öffnete Herr Sainval sein Evangelium und sprach: „Ihr habet, meine Kinder, in dem Evangelium der letzten Wochen eine der schönsten Vorschriften unserer Religion kennen gelernt, welche vielleicht am glänzendsten die Göttlichkeit ihres Ursprunges bezeugt. Jesus spricht darin zu seinen Jüngern: „Liebet

euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verfolger und Verläumder, daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel seyd, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt über Fromme und Lasterhafte. Denn wenn ihr die liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben. Thun dieß nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr Großes? Thun dieß nicht auch die Heiden? Seyd also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

Meine Kinder, diese Lehre, welche über alles Lob der Menschen erhaben ist, zeigt euch den unendlichen Vorzug des Christenthums vor allen frühern Religionen. Der Heide liebte seinen Nächsten, aber haßte seinen Feind; so war sein Gesetz. Um wie viel edler und hochherziger ist die Religion des Christen. Er muß seine Feinde lieben, und für sie beten, und Böses mit Gutem vergelten. Dieß ist die einzige Rache, welche ihm befohlen ist, und indem er diesem Gesetze der christlichen Sanftmuth und Liebe gehorcht, kostet er die Freude, sich der Vollkommenheit Gottes zu nähern. Wie sehr müssen wir uns nicht anstrengen, ein solches Vorbild nachzuahmen!

Ich verweile um so lieber bei dieser göttlichen Vorschrift, als ich erst vor einigen Minuten Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, daß ihr nicht alle gleichmäßig von diesem erhabenen Geiste der Liebe beseelt seyd, welche will, daß wir uns aufrichtig sogar über das Unglück derjenigen betrüben, welche uns Böses gethan haben. Ich

will Niemnd naennen.... Meine einzige Absicht ist, diejenigen, welche sich einem Verlangen nach Rache überlassen konnten, zu belehren, und sie zu einer Gesinnung zu bringen, die einem Christen angemessener ist."

Emil verstand sehr wohl, wem diese Worte angingen. Die nicht sehr christliche Freude, welche er über den Unfall Peters hatte merken lassen, kam ihm sogleich in den Sinn, und erfüllte ihn mit Scham und Reue. Er wurde roth und schlug die Augen nieder.

Herr Sainval, welcher ihn verstohlener Weise anblickte, war mit der Wirkung seiner Worte zufrieden, und ging nach seiner Gewohnheit auf Stellen aus der Geschichte und Anekdoten über, welche ihm die geeignetsten Beispiele darboten, um die Lehren des Evangeliums zu erläutern, und dieselben den zarten Herzen seiner Kinder einzuprägen.

Vor Allem möget ihr bewundern, fuhr er fort, mit welcher Hingebung Jesus Christus sich selbst dem Gesetze unterwarf, welches er den Menschen gab. Die meisten übrigen Gesetzgeber fingen damit an, sich von den Vorschriften und Verordnungen loszusprechen, welche sie den Völkern auflegten; Jesus Christus dagegen unterwarf sich seinem eigenen Gesetze, gleichsam um zuerst den Weg zu zeigen. Von der Höhe des Calvarienberges zwischen zwei Räubern ans Kreuz geheftet, mit Mißhandlungen aller Art überhäuft und in seinem letzten Todeskampfe, richtete er für seine Henker die kurze und rührende Bitte zum Himmel: "Mein Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Als man einst Heinrich IV.

vorwarf, er behandle die Ligisten, seine unversöhnlichen Feinde allzu gütig, antwortete er: „Gott verzeiht mir, ich muß auch verzeihen; er vergißt meine Laster, ich muß auch diejenigen meines Volkes vergessen. Mögen diejenigen, welche gefehlt haben, es bereuen, und Niemand mehr mit mir davon sprechen.“

Der Marschall Villars hatte auf den Kopf des Anführers der Kamisarden einen Preis gesetzt, welche als Ketzer die Fahne des Aufruhrs in den Cevennen aufgesteckt hatten. Dieser Aufrührer, welcher Zeuge von der Hinrichtung seiner Kameraden war und einsah, daß er früher oder später dasselbe Loos theilen müsse, faßte einen Plan, der ihm glückte. Da er den Edelmuth und die Milde des Marschalls kannte, stellte er sich diesem General, welcher ihn nur dem Namen nach kannte, vor, und fragte ihn, ob es wahr sey, daß er demjenigen tausend Thaler versprochen habe, welcher ihn lebendig oder todt liefern würde? Als der Marschall dieß bejahte, fuhr der Kamisarde fort: „Diese Belohnung würde ich verdienen, wenn mich nicht meine Verbrechen derselben unwürdig gemacht hätten; allein ich habe so viel Zutrauen in die Gnade des Königs und in Ihren Edelmuth, daß ich kein Bedenken trage, selbst dieß schuldige Haupt Ihnen zu überliefern, über welches Sie verfügen können.“ Bei diesen Worten war er auf seine Kniee niedergesunken. Der Marschall hieß ihn aufstehen, ließ ihm sogleich die tausend Thaler auszahlen, und für ihn und achtzig Personen seiner Sekte einen Generalpardon ausfertigen.

Ich finde in der Geschichte unserer Revolution mehrere Züge, welche von demselben Geiste der Milde und Großmuth eingegeben sind. In diesen Zeiten, welche uns noch so nahe liegen, hatte der Bürgerkrieg eben dieß Land, welches wir nun bewohnen, zum Schauplatze seiner Schrecken gewählt. Täglich mordeten Franzosen ihre Brüder. Alle Bewohner der benachbarten Gegenden und eines Theils der Bretagne, hatten, unter dem Namen Vendéer, für die Sache des Königs gegen die von der damaligen Regierung aufgestellten republikanischen Truppen die Waffen ergriffen. Am 17. Oktober 1793 kamen die beiden Heere bei Cholet, nicht weit von hier, ins Handgemenge. Die Vendéer thaten Wunder der Tapferkeit, aber nachdem sie ihre Anführer verloren hatten, und von der Ueberzahl überwältigt wurden, erlitten sie eine vollständige Niederlage. Der Marquis von Bonchamps, einer ihrer fähigsten Generale, war in dem Treffen tödtlich verwundet worden. Man brachte ihn in ein Fahrzeug. Allein bevor die Vendéer ihren schleunigen Rückzug bewerkstelligten, wollten sie 4000 gefangene Republikaner, welche sie in eine Kirche eingesperrt hatten, und welche sie nicht mit sich führen konnten, unbarmherzig niedermetzeln, als der edelmüthige Bonchamps, seine letzten Lebenskräfte zusammenraffend, es durch seine dringende Bitte dahin brachte, daß man diesen armen Gefangenen auf der Stelle Leben und Freiheit schenkte. Ehre der hochherzigen Menschlichkeit Bonchamps, möge sein Andenken immer hochgeschätzt werden! Das Alterthum, welches so große

Männer hervorgebracht hat, kann keine Handlung dieser Art aufweisen; nur ein christlicher Held vermochte dieß. Möge die dankbare Nachwelt ihm einst in eben dieser Kirche, wo er das Leben so vieler Franzosen rettete, ein seiner würdiges Denkmal setzen, welches noch den kommenden Jahrhunderten nicht nur die Erinnerung an diese heldenmüthige That, sondern auch in Bürgerkriegen ein Vorbild zur Nachahmung überliefern!

In den Reihen, welche Herrn von Bonchamps gegenüber standen, konnte man oft ächte Helden bewundern, milde und menschlich nach dem Siege, welche lieber ihr eigenes Leben aussetzen, als den unmenschlichen Befehlen der revolutionären Regierung gehorchen wollten. Der General Hoche besiegte im Jahre 1795 die französischen Emigranten. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen, hatte sich der französischen Armee als Gefangene ergeben. Hoche empfing den Befehl, sie tödten zu lassen. Empört über einen solchen Auftrag, welchen er den Rechten der Menschheit ebenso zuwider glaubte, als den abgeschlossenen Verträgen, weigerte sich der General, auf die Gefahr hin, sich eine Ungunst zuzuziehen, durch welche er sein Leben auf das Spiel setzen konnte, der Henker seiner Landsleute zu werden, und überließ das Kommando der Armee von Morbihon einem andern Befehlshaber.

Es gab in der Vendée noch andere republikanische Anführer voll Ehre und Menschlichkeit. Nicht nur befleckten sie sich nicht mit den Gräuelthaten, deren Schauplatz dieß unglückliche Land war, sondern sie widersetzten sich den-

selben mit aller Macht. Der General Quétineau z. B. war ein würdiger und edler Feind der Vendéer; er wurde deßhalb auch von seiner Parthei erschossen, welche ihm aus seiner Menschlichkeit ein Verbrechen machte.

Ich bitte euch, meine lieben Kinder, in eurem ganzen Wandel die Beispiele nachzuahmen, welche ich euch soeben vor Augen gestellt habe. Statt euch an denjenigen zu rächen, welche euch Böses gethan haben, suchet ihnen vielmehr Dienste zu leisten; dieß ist bisweilen ein sicheres Mittel, sie besser zu machen; aber besonders beschwöre ich euch, empfindet nie eine Freude über das Unglück, welches ihnen begegnet, habet im Gegentheil ein aufrichtiges Mitleid mit ihnen, und thut Alles, was euch möglich ist, um sie zu trösten.

Emil hatte dem ganzen Unterrichte seines Vaters eine ununterbrochene Aufmerksamkeit geschenkt, und sich fest vorgenommen, gleich am andern Morgen davon Gebrauch zu machen. Wirklich übernahm er, sowie der Tag graute, mit Begierde einen Auftrag, welchen er in dem Dorfe auszurichten hatte, und da er vor der Hütte Peters Bonin vorbeigehen mußte, trat er hinein, nnd erkundigte sich sorgfältig nach dem Zustande, in welchem sich sein kleiner Kamerad befinde. Emil trug noch die Binde, welche seine Wunde verbarg, um die Stirne. Peters Eltern fragten ihn theilnehmend, was er am Kopfe habe; „O nichts, antwortete Emil munter, aber ich bitte euch, laßt mich Peter sehen.“ Sobald dieser ihn bemerkte, hätte er sich gerne in seinem Bette umgedreht, aber es war ihm wegen seines Bein=

bruches unmöglich, welcher ihn nöthigte, ganz unbeweglich liegen zu bleiben. Da nahm Emil ihn zärtlich bei der Hand und sagte: Ach, mein armer Peter, du mußt in der traurigen Lage, in welcher ich dich sehe, wohl viel leiden? — Wie Emil, du kommst zu mir und erkundigst dich nach mir, da ich dir erst vorgestern mit einem Steine den Kopf verwundet habe!" — Höre mich Peter, ich muß dir gestehen, in dem Augenblicke, als ich vernahm, du habest ein Bein gebrochen, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen, es sey dir recht geschehen; aber nachher reute es mich sehr, so lieblos gewesen zu seyn. Das Evangelium, welches der Vater uns gestern vorlas, und die Geschichten, die er uns darauf erzählte, haben mich den ganzen Umfang meines Fehlers erkennen lassen, nnd mich dagegen gelehrt, wie sehr es Gott angenehm sey, denen zu verzeihen, welche uns Böses gethan, sie zu lieben und für sie zu beten. Wenn du willst, Peter, will ich dir die Geschichten erzählen, welche .... — Nein, nein behalte sie für dich, ich liebe die Geschichten nicht, Aepfel sind mir lieber, und wenn ich nicht von dem verfluchten Baume gefallen wäre .... Oh, oh! mein Bein! Ah, der Schmerz geht vorüber. Ja, wenn ich nicht gefallen wäre, ich stehe dir dafür, ich hätte es mir wohl schmecken lassen. — Böser Mensch, fiel die Mutter Peters ein, bist du nur dazu auf der Welt, deine Eltern zu betrüben? Darfst du von dem, was du gethan, ohne Reue sprechen? Und der gute Emil, welcher über sich gewann, zu dir zu kommen, dich anzuhören, er, den du vorgestern beinahe getödtet hättest, und welcher so edel-

müthig war, uns Nichts davon sagen zu wollen. — O, er wird es nicht mehr thun, versetzte Emil, ich bin überzeugt davon. — Rechne nicht darauf, entgegnete Peter sogleich, ja, die vierzig Tage lang, welche ich da liegen muß, aber nachher wollen wir sehen. — Lebe wohl, Peter, ich wünsche, daß dir dein Bein gut heile. Ich bin dir durchaus nicht böse, ungeachtet deiner neuen Drohungen; ich wünsche auch, daß du ein besserer Knabe würdest, dann könnten wir miteinander spielen; bis dahin lebe wohl!

Drittes Kapitel.

Von der Heuchelei. – Lehren des Evangeliums über diesen Gegenstand. – Feignot oder der beschämte Heuchler. – Die ersten Schritte der Heuchelei führen oft zu den größten Verbrechen. – Ansicht des Kaisers Joseph II. über die Gleißner.

Als eines Morgens heftiges Geschrei aus der Kinderstube sich hören ließ, lief Frau Sainval sogleich herbei, um zu erfahren, was es gäbe. Sie öffnet ganz erschrocken die Thüre und sieht den kleinen Viktor heiße Thränen weinen, während sein Bruder Karl ihn auf das Zärtlichste zu umarmen schien; da jedoch Viktor mit einer Art von Wuth die heftigen Liebkosungen Karls zurückstieß, vermuthete Frau Sainval Etwas darunter, und fragte zuerst Emil, dann Adele, was vorgefallen sey. Die beiden Kleinen antworteten einstimmig, Viktor und Karl hätten sich beim Spiele gestritten; dieser Streit habe aber nur einen

Augenblick gedauert, und das Geschrei Viktors sich nicht eher hören lassen, als bis Karl ihn in seine Arme genommen habe, um ihn zu liebkosen.

Viktor fuhr immer fort zu weinen, indem er Karln dabei mit zornigen Augen ansah, und böse schalt. Seine Mutter konnte ihn nicht beschwichtigen, bis sie bemerkte, daß er seine Hand häufig an den linken Arm hielt. Sogleich zieht sie das Leibchen des Kindes aus, streift das Hemdchen auf; wie groß ihr Erstaunen! Der Arm des Kleinen ist blutig! Wer konnte ihn so verwunden? Das Blut dringt aus zwei kleinen Löchern heraus. Der Wunde nach sollte man glauben, sie sei mit Nägeln gemacht; die Haut ist sogar mit dem Fleische weggekrazt, um weher zu thun, als durch ein gewöhnliches Kneipen. Beim Anblick von Viktors Blut wandten sich Aller Augen auf Karl, welcher jedoch die Farbe nicht wechselte. Emil und Adele wußten nicht, was sie denken sollten; sie hatten im Benehmen Karls nicht den geringsten Zorn bemerkt, und konnten sich nicht vorstellen, wie er während seiner Umarmung seinen kleinen Bruder so hatte verwunden können.

Troz der Kaltblütigkeit und Sicherheit Karls wußte Frau Sainval in ihm den wahren Schuldigen herauszufinden. Viktor selbst erzählte, als der Schmerz ein wenig nachgelassen hatte, daß sein Bruder ihn sehr stark gekniffen habe, während er sich stellte, als wolle er ihn umarmen. Da sich dieser förmlich angeklagt und überwiesen sah, suchte er wo nicht die That, doch die böse Absicht von sich abzuweisen. Er sagte nämlich, er sey, als

er sich seinem Bruder nähern wollte, um ihn zu umarmen, beinahe über einen Sessel gefallen, und ohne Zweifel habe er Viktor gekneipt, während er sich an seinem Arme zu halten suchte, was ihm sehr leid thue.

Karl, unterbrach ihn Frau Sainval mit ernstem Tone, füge nicht auch noch die Lüge zu deiner Falschheit und Bosheit. Das Vergehen, dessen du dich schuldig gemacht hast, verursacht mir Herzeleid genug; du darfst es nicht noch durch deine Unverschämtheit vergrößern. Wenn du eine so schreckliche Verstellung nicht ablegst, so werde ich noch vor Kummer sterben. Nie werde ich den Gedanken ertragen können, unter der Zahl meiner Kinder einen Heuchler und einen Verräther wie Judas zu haben, welcher es wagte, Jesus, seinen Meister in dem Augenblicke zu umarmen, als er ihn seinen Henkern überlieferte. Und was wird dein Vater sagen, wenn er hört, auf welche Art du deine Liebkosungen austheilst?"

Die mit Rührung gesprochenen Worte der Frau Sainval machten auf Karl einen stärkern Eindruck, als eine dem Anscheine nach viel strengere Strafe. Große Thränen flossen aus seinen Augen; er fiel seiner Mutter zu Füßen, und bat mit erhobenen Händen, gesenktem Haupte und vor Schluchzen fast erstickter Stimme um Verzeihung. Von der lebhaften Reue Karls gerührt, vereinigten sich Adele und Emil mit ihm, und baten die Mutter, ihm zu verzeihen. "Meine Kinder, sprach Frau Sainval zu ihnen, mein Herz ist der Milde nicht verschlossen, aber ich will, daß man sie verdiene. Karl soll den schrecklichen Fehler ablegen,

welchen er so eben geoffenbart hat, und er darf versichert seyn, in mir wieder eine gute Mutter zu finden; aber es ist meine Pflicht, seinen Vater davon zu benachrichtigen; die Sache ist zu wichtig.... Ach, Mutter, fiel Karl ein, ich erkenne es, ich habe sehr schlecht gehandelt, und muß dafür gestraft werden. Aber es gibt keine größere Strafe für mich, als den Verlust deiner Liebe, und ich verspreche es dir, Alles aufzubieten, um sie wieder zu erlangen."

Als Herr Sainval nach Hause zurückkehrte, unterrichtete ihn die Mutter von Allem, was vorgefallen war; der kleine Viktor kam auch herbei, und stammelte heraus, daß Karl ihm sehr wehe gethan habe. Sainval wurde über diese Nachricht sehr betrübt; die Heuchelei ist ein so häßliches Laster! Doch glaubte er vor der Hand, dem Verweise, welchen seine Frau Karln gegeben hatte, nichts beifügen zu dürfen, und sparte seine Lektion auf eine der nächsten Abendunterhaltungen auf.

Herr Sainval hatte gerade einen dem Fehler Karls ganz angemessenen Gegenstand aus der Sittenlehre zu behandeln. Am bestimmten Tage fing er seinen Unterricht mit folgenden Worten aus dem Evangelium an: "Wenn ihr fastet, sollet ihr euch nicht traurig geberden, wie die Heuchler, die ihre Gesichter verstellen, damit es ihnen die Leute ansehen, daß sie fasten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin! Du aber salbe beim Fasten dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit die Leute dir nicht ansehen, daß du fastest, sondern

dein Vater, der im Verborgenen ist, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir vergelten.“

Diese Worte richtete Jesus Christus an seine Jünger, um sie vor der Verstellung und Heuchelei zu warnen. In der nämlichen Absicht richte ich sie auch an euch, meine theuren Kinder. Wer sich mit der Tugend brüstet, hat oft nur den äußern Schein derselben; der wahrhaft tugendhafte Mensch erfüllt seine Pflichten gewissenhaft, ist nicht stolz darauf, und will nicht besser scheinen, als andere Menschen. Aber Gott behüte euch, meine Lieben, daß ihr nicht dem Heuchler gleichet! er stellt sich fromm, und sein Herz ist ein Altar der Gotteslästerung und Gottlosigkeit; er hüllt sich in ein falsches Gewand der Tugend, und sinnt auf Uebelthaten; sein Mund fließt von honigsüßen Worten über, und seine Zähne möchten dich in Stücke zerreißen; seine Hand naht sich, um dich zu liebkosen, aber nimm dich in Acht, sie ist mit einem verborgenen Dolche bewaffnet. Seht dieß ist der Heuchler. Er fängt mit leichten Vergehen an, und endigt bisweilen mit Verbrechen.“ Bei diesem kurzen Gemälde des Heuchlers hielt Karl voll Scham beständig die Augen niedergeschlagen.

Ich will euch jetzt, fuhr Herr Sainval fort, eine kleine Geschichte erzählen, welche euch einen Heuchler zeigen wird, der, wie er es verdiente, entlarvt wurde.

Als ich mich in meiner ersten Jugend zu Paris aufhielt, besuchte ich häufig Herrn Bonnefoi, an welchen mich mein Vater empfohlen hatte. Dieser Herr war der beste Mann von der Welt. Obschon vorgerückten Alters

gefiel er sich doch besonders in Gesellschaft junger Leute. Mehrere seiner kleinen Kinder, welche fast in der Wiege Waisen geworden waren, bewohnten sein Haus, und er gab ihnen eine sorgfältige Erziehung. Er hegte die größte Achtung für einen Hofmeister, welchen er ihnen in dieser Absicht gegeben hatte, und welcher in sehr kurzer Zeit sich seines ganzen Zutrauens bemächtigte. Herr Feignot, so hieß dieser Lehrer, begleitete Herrn Bonnefoi immer in die Kirche, und erbaute ihn durch seine inbrünstige Andacht. Bei der Messe sowohl als sonst beim Gottesdienste blieb Feignot beständig auf beiden Knieen liegen, in seine frommen Betrachtungen versunken, welche er nur unterbrach, um mit einer unendlichen Freundlichkeit Herrn Bonnefoi die Stellen seines Buches zu zeigen, welche er lesen sollte. Kurz derselbe trug die Andacht und die Abtödtung auf seinem Gesichte, und der arme Bonnefoi, welcher ihn nach seinem frommen und strengen Aeußern beurtheilte, konnte Herrn Feignot nicht entbehren. Dagegen war dieser bei der ganzen übrigen Familie verhaßt.

Seine Schliche waren einem Dutzend argwöhnischer und hellsehender Augen nicht entgangen, welche eben so viel Aufmerksamkeit anwendeten, um ihn auf seiner List zu ertappen, als er selbst, um sich zu verbergen. Ueberdieß wurden seine Anforderungen Allen nach und nach unerträglich. Vor der Ankunft Feignots in dem Hause, hielt Herr Bonnefoi dreimal in der Woche kleine Gesellschaften, um seinen Kindern einige Augenblicke Erholung und Vergnügen zu verschaffen. Allein der Hofmeister

fand in solchen Zerstreuungen sehr wichtige Nachtheile und die Gesellschaften wurden eingestellt; ebenso Landpartkien und dergleichen. Jedermann litt unter diesen Veränderungen; alle Welt beklagte sich über Feignot; im Salon wie im Vorzimmer und in der Küche. Herr Bennefoi stand, ohne es zu merken, vollständig unter der Vormundschaft. Kurz Feignot war Herr im Hause.

Endlich erschien der Tag, an welchem dieser Heuchler gestraft werdeu sollte. Schon am Morgen klagte er über heftiges Kopfweh, welches ihm keine Ruhe ließ; den ganzen Tag hatte er ein äußerst leidendes Aussehen. Herr Bennefoi beunruhigte sich sehr; obschon er an diesem Tag ausnahmsweise ein Familienfest feierte, war er nur mit seinem armen Feignot beschäftigt. Dieser nahm zwei Stunden vor Tische von seinem Gönner Abschied, indem er äußerte, er fühle sich ein wenig schläfrig, er wünsche einige Stunden Ruhe zu genießen, und bitte, daß man seinen Schlaf nicht stören möchte. Hierauf zog sich Feignot in sein Zimmer zurück, welches in einem andern Flügel des Gebäudes lag. Zur bestimmten Stunde des Essens setzte man sich zur Tafel, wobei Herr Bonnefoi höchlich bedauerte, daß er seinen treuen Feignot nicht an seiner Seite hatte. Die übrigen Gäste beunruhigte die Abwesenheit des Hofmeisters durchaus nicht; sie überließen sich im Gegentheil, gleichsam von einem unangenehmen Zwange befreit, der Freude. Bald kam man zum Nachtisch; die Heiterkeit verdoppelt sich, besonders nach einem Gläschen Champagner. Plötzlich eilt

ein kleines Küchenmädchen mit verstörtem Gesichte in den Saal auf Herrn Bonnefoi zu und ruft mit zitternder Stimme: „Ach mein Gott, wir wissen nicht was Herrn Feignot begegnet ist; so eben schickte man mich in die Kammer hinauf, wohin man niemals geht; als ich an der Thüre des Herrn Feignot vorbei komme, von dem ich wußte, daß er sich krank zu Bette gelegt hatte, höre ich zuerst eine Stimme sprechen, dann wieder eine, hierauf noch eine, dann vernehme ich, wie man die Möbel verrückte und das Tischgeräthe zerbricht; zugleich höre ich sehr laut schreien; nun ergreift mich die Furcht und ich eile herbei, Ihnen von diesem Ereigniß Nachricht zu geben.“ Was konnte wohl dem Herrn Feignot begegnen. Bei den ersten Worten hatte sich der gute Herr Bonnefoi mit unruhiger Miene erhoben, und wartete das Ende der Erzählung mit Aengstlichkeit ab. „Ich weiß nicht, was ich denken soll, versetzte er, ich muß selbst nach ihm sehen; es ist ohne Zweifel das Delirium, ein Anfall des hitzigen Fiebers. Warum treibt er auch seine Enthaltsamkeit so weit? Warum läßt er sich sogar das Nöthige abgehen? Ich will ihn im Namen der Freundschaft beschwören, eine Lebensweise zu befolgen, welche seiner Gesundheit weniger nachtheilig ist.“ Unter diesen Worten stieg er so schnell die Treppen hinab, als es sein Alter ihm erlaubte. Ich war gerade an diesem Tage einer der Gäste; der Vorfall schien mir sonderbar; ich sah an der Schadenfreude, welche sich auf einigen Gesichtern malte, daß fast Jedermann, außer Herr Bonnefoi, wohl

wußte, woran er sich in Betreff der Krankheit Feignots zu halten habe. Die ganze Gesellschaft folgte Herrn Bonnefoi. Man kommt an der Thüre des Hofmeisters an. Herr Bonnefoi horcht, ehe er anklopft; er hört sehr deutlich mit lauter Stimme sprechen; er unterscheidet sogar mehrere Personen; nun klopft er an, der Lärm hört auf, man antwortet aber nicht. Herr Bonnefoi klopft von Neuem aber stärker. Dießmal gab man Antwort; wir hörten alle die honigsüße Stimme Feignots: „Wer ist da? was will man? — Es ist ihr guter Freund, welcher Sie besuchen will, mein theuerer Feignot, versetzte der gute Mann. — Ach sie sind es, Herr Bonnefoi, ach um Gotteswillen, erlauben Sie doch, daß ich in Ihrem Hause ungestört ruhen kann. — Oeffnen Sie mein Freund. — Ich werde nicht öffnen; eine schöne Zeit zum Oeffnen! Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruhe, und gehen Sie auch schlafen. — Der arme Junge, sagte Herr Bonnefoi ganz leise zu uns, es ist bei ihm nicht mehr richtig im Kopfe; welches Unglück! Herr Feignot öffnen Sie, oder ich werde die Thüre einschlagen lassen. Es soll Jemand schnell zu dem nächsten Schlosser laufen."

Bei diesen Worten glaubte Herr Feignot, welcher nicht wußte, daß wir alle da waren, und hoffte, seinem leichtgläubigen Gönner noch einmal Sand in die Augen zu streuen, seinem Wunsche nachgeben zu müssen. Er öffnete halb die Thüre und versuchte Herrn Bonnefoi zu bestimmen, gleich wieder umzukehren, indem er ihn versicherte, daß er sich viel besser befinde. Bei unserm Anblick

gerieth er außer Fassung und während wir uns um die halbgeöffnete Thüre drängten, sahen wir in einem Spiegel drei Gäste am Tische in dem Theil des Zimmers, welcher uns verborgen war. Herr Bonnefoi sah sie wie wir; auch trat er wie einer in das Zimmer, welcher zu befürchten anfängt, daß man ihn zum Besten halte, und sagte: Herr Feignot, was bedeutet all dieß, was soll diese Gesellschaft, während Sie sich für krank ausgeben? Diese, mit Nachdruck ausgesprochene Rede beunruhigte Feignot nicht; es fehlte ihm nicht an Ausflüchten. Diese Herren sind drei Schulfreunde von mir, versetzte er, alle drei Mediziner, welche erfahren hatten, daß ich unwohl sey und mich besuchten. Da ich mich ein wenig besser befand, so habe ich sie zu Tische geladen, und ich spürte auch hinreichenden Appetit, um mich an sie anzuschließen.

Während er so sprach, war seine Gesichtsfarbe lebhaft, sein Auge funkelte, und sein Athem roch stark nach Wein. Schüsseln von verschiedener Art, ein Nachtisch, welcher ausgesucht gewesen seyn mußte, zahlreiche leere Weinflaschen, zerbrochenes Tafelgeschirr, Alles zeugte gegen ihn, und diente dazu, ihn zu verdammen. Allein Herr Bonnefoi war noch nicht ganz bekehrt. Auf einmal griff er nach einer Flasche, welche noch nicht angegriffen war. Herr Feignot, wollen Sie mir gefälligst sagen, wo Sie diesen Wein her haben? — Mein Herr, aus dem benachbarten Gasthofe, es hat mich sogar die Flasche sechs Franks gekostet. — Es ist ihnen nicht so theuer gekommen, rief Herr Bonnefoi aus, dieser Wein gehört mir, da ist mein

Siegel, es ist auf allen Stöpseln welche ich sehe. Alle diese Ueberbleibsel kommen ohne Zweifel aus demselben Orte. Diese Herren sind ihre Aerzte und diese Flaschen enthalten wahrscheinlich die Tropfen, deren Sie sich in Ihren Krankheiten bedienen. Sie haben mich lange genug getäuscht, und sollen mich nicht mehr länger täuschen; morgen soll Alles zwischen uns ausgemacht werden, und wünschen Sie sich nur Glück, daß die Sache nicht weiter kommt. Leben Sie wohl!

Den andern Morgen verließ Feignot unter den Stichelreden aller Dienstboten das Haus, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Sie hatten ihn seit mehreren Tagen beobachtet und bemerkt, daß er bald dieses bald jenes, was er in der Speisekammer oder in der Küche wegnahm, in sein Zimmer trug. Man hatte den Kindern des Herrn Bonnefoi Nachricht davon gegeben, welche, um ihren Triumph vollständig zu feiern, sich des kleinen Dienstmädchens bedienten, um den Herrn Bonnefoi ein Warnungszeichen zu geben. So wurde Feignot, zum Lohne seiner Heuchelei, mit Schmach aus einem Hause gejagt, dessen kleiner Tyrann er gewesen war.

Im Grunde war dieser Feignot ein ganz schlechter Mensch. Sein verstecktes Betragen war nur ein Gewebe von schlechten Handlungen. Verschiedene Umstände, welche nach nnd nach zur Kenntniß der Familie Bonnefoi gelangten, brachten seine Schurkerei vollends an den Tag, und verdienten die tiefste Verachtung.

Als Herr Sainval geendigt hatte, bezeugten die Kinder

ihre Zufriedenheit über die entdeckte Heuchelei Feignots, und über die Schande seiner Entlassung. Karl allein sprach kein Wort. Herr Sainval fragte ihn ohne Ziererei, was er denke. „Was ich davon denke, mein Papa, erwiederte Karl, ich denke, Herr Feignot hätte sich bessern sollen; dadurch war es ihm noch möglich, die Achtung rechtschaffener Menschen zu erlangen.“ — Ja, dieß ist wahr, mein lieber Karl, aber sich zu bessern ist nicht immer leicht, wenn man im Bösen schon große Fortschritte gemacht hat. Denn das Laster hat seine Grade, wie die Tugend. Vernachlässigst du im Anfange einen dem Anscheine nach geringen Fehler, und in einigen Jahren wirst du über seine ungeheuere Entwicklung staunen. Die größten Verbrecher haben mit Sachen angefangen, welche man oft als Kleinigkeiten betrachtete. Gelingen einem Heuchler seine ersten Schliche, so nimmt seine stets verlarvte Kühnheit immer mehr zu, und er scheut sich nicht, seine Wünsche endlich bis zum Unerlaubtesten auszudehnen. Die Offenheit und Aufrichtigkeit, welche der Heuchelei entgegengesetzt sind, sind überdieß für das gesellschaftliche Leben sehr kostbare Eigenschaften, und machen den Menschen, welche sie besitzen, immer Ehre. Die Heuchelei dagegen flößt nur Mißtrauen und Verachtung ein. Bei einer Verwaltung in österreichisch Polen hatte sich ein Sachse katholisch gestellt, um das Amt eines Aktuars zu erhalten, von welchem die Gesetze die Protestanten ausschließen. Seine Verstellung wurde bald nachher entdeckt und dem Gouverneur von Lemberg angezeigt. Der

Sachse gab auf Befragen die Thatsache zu, und wollte sich damit rechtfertigen, daß er im Herzen katholisch sey, und daß er öffentlich übertreten wolle, wenn er in Sachsen eine Erbschaft eingezogen habe, welche er zu verlieren fürchtete, wenn er es vorher thue. Der Gouverneur stattete dem Kaiser Joseph II. über diese Sache Bericht ab, und trug auf die Begnadigung des Sachsen an, in Betracht seiner Talente, seines guten Verhaltens und seines Vorhabens. Die Antwort des Kaisers war ein Befehl, ihn auf der Stelle zu verabschieden, weil er sich nicht auf einen Menschen verlassen könne, der fähig sey, in Sachen der Religion zu lügen.

Viertes Kapitel.

Von der Nächstenliebe. – Parabel von dem barmherzigen Samariter. – Grundsätze Fenelons. – Flechier. – Der Arzt Bourdelin. – Pest in Marseille, aufopferndes Betragen des Herrn von Belzance. – Schöner Zug von einem tunesischen Seeräuber.

Eine Reise des Herrn Sainval, welche mehrere Monate dauerte, unterbrach die Abendunterhaltungen. Während dieser Zeit gab das Betragen Karls keine Veranlassung zu irgend einem besondern Tadel; man konnte kein Anzeichen von Heuchelei mehr an ihm bemerken, welche er gegen seinen Bruder Viktor an den Tag gelegt hatte. Auch gab ihm Herr Sainval bei seiner Rückkehr zärtliche Beweise der Zufriedenheit, und ermahnte ihn,

so fortzufahren. „Besonders, mein Sohn, fuhr er fort, bedenke wohl, daß mit der Bruderliebe die Liebe beginnen muß, welche wir unserm Nächsten schuldig sind. Wer im Stande ist, seinem Bruder Uebles zu thun, muß nothwendig von Jedermann gefürchtet und verabscheut werden. Ein Kind dagegen, welches frühzeitig den ganzen Werth der Familienbande kennt und sie von zarter Jugend an sorgfältig pflegt, wird später, wenn es in die Welt hinaustritt, diese sanften, edlen und liebevollen Gefühle dahin mitbringen, welche ebensolche bei Anderen erwecken. Ich hörte unlängst einen Zug von brüderlicher Zuneigung, welcher hier nicht am unrechten Orte stehen wird. Ein junger russischer Bauer stellte sich der Behörde, welche mit der Rekrutirung beauftragt war, vor, und erklärte, er wolle für einen seiner Brüder, welcher durch das Loos bestimmt und verheirathet war, eintreten. Als man sein entschlossenes Wesen und seine schöne Gestalt sah, zauderte man nicht, auf seinen Vorschlag einzugehen. Aber als die ärztliche Untersuchung stattfand, bemerkte man, daß er an einem Fuße sechs Zehen hatte, was ihn hinderte, die Fußbekleidung der Soldaten zu tragen, und er wurde deßhalb zurückgewiesen. Demnach faßte dieser junge Mann, welcher die Verzweiflung seines Bruders sah, den Entschluß, sich die Zehe abnehmen zu lassen, die ihn hinderte, sein edles Vorhaben auszuführen.

Nachdem die Operation vollkommen gelungen war, stellte er sich von Neuem der Rekrutirungskommission

vor, und dießmal wurde er angenommen. Als der Kaiser von dieser schönen Handlung Nachricht erhielt, nahm er den jungen Russen unter seine Garde auf, und ließ ihm ein ansehnliches Geschenk auszahlen.

Bald bot sich eine Gelegenheit dar, die Heimkehr des Vaters zu feiern; es war ein Fest in einem benachbarten Dorfe. Man wollte die Reise zu Wasser machen; welche Freude, wie viel Vergnügen versprach man sich da! An dem Morgen des ersehnten Tages belud man das Boot mit Mundvorrath aller Art, und als die Familie versammelt und das Tau, welches den Kahn am Ufer festhielt, abgelöst war, gewann man bald die Mitte der Loire.

Die Reise allein wäre schon eine sehr angenehme Erholung gewesen. Rechts und links bietet der Strom die reichsten und mannigfaltigsten Ansichten dar. Herr Sainval ruderte, während an dem andern Ende des Nachens ein Schiffer saß, welcher aus langer Erfahrung alle gefährlichen Stellen der Loire kannte.

Nach einer Stunde kam man nicht weit von dem Schauplatze des Festes an. Schon lassen sich Geigen und Gesänge vernehmen. Neuer Zuruf, neues Freudengeschrei erhebt sich in der Barke. Das Boot ist kaum angebunden, so sind alle Passagiere am Lande. Sowohl auf dem Ufer des Flusses, als auf zwei oder drei benachbarten kleinen Inseln war der Zufluß von Leuten, welche zu dem Feste gekommen waren, sehr zahlreich. Schon war der ländliche Ball in vollem Gange. Man tanzte auf dem Rasen und unter dem Schatten der Weiden.

Der verschiedene Kopfputz der Frauen bot während des Tanzens einen sonderbaren Anblick dar; die einen trugen Hauben mit langen Bandschleifen, welche durch die Bewegung des Tanzes gehoben, zwei Flügeln eines Vogels glichen, welcher davonfliegen will; andere hatten ein einfaches ringsum gefälteltes Häubchen auf. Neben den jungen Leuten trieben die Väter das Kegelspiel, und die Alten unterhielten sich über die Schübe, während dem kreiste der Wein, aber mäßig genug, um den Verstand und die Gesundheit der Trinker nicht zu gefährden. Nachen, welche von einem Ufer zum andern fuhren, belebten noch dieß heitere Gemälde, welches den Pinsel eines Teniers oder eines Vernet verdient hätte.

Die ganze Familie Sainval nahm sogleich an der allgemeinen Freude Theil. Vater und Mutter setzten sich auf den Rasen und genoßen das Vergnügen, den Spielen ihrer Kinder mit den Augen zu folgen. Auf einmal läßt sich der Ruf: zu Hülfe, zu Hülfe! vernehmen. Er kommt vom Fluße; es ist vielleicht Jemand, welcher ertrinken will; man muß ihn zu retten suchen. Diese Gedanken drängten sich sogleich dem Geiste des Herrn Sainval auf; sogleich legt er sein Kleid ab, eilt auf den Nachen zu, löst ihn geschwind los, und rudert eilig nach der Seite hin, woher das Geschrei zu kommen schien. Bald bemerkte er Jemanden gegen den Strom ankämpfen; es war Zeit, daß man ihm zu Hülfe kam, die Kräfte fingen an, ihn zu verlassen; bald sah man nur noch seine Hände ein wenig über das Wasser sich erheben; bald war er

ganz verschwunden. Einige Leute, welche die Neugierde an das Ufer gelockt hatte, sahen gleichgültig zu; andere setzten ihre Spiele oder Tänze fort, ohne sich darum zu bekümmern, was anderswo vorfiel. Herr Sainval lenkt, mit einem Hacken versehen, seinen Nachen gegen den Unglücklichen, welcher am Untersinken war, und fängt ihn an seinem Kleide sorgfältig auf, um ihn nicht zu verletzen. Der Mann, welchen er aus dem Wasser zog, hatte das Bewußtseyn verloren; er legt ihn in seinen Nachen und beeilt sich, das Ufer zu gewinnen. Hier leistet er ihm allen möglichen Beistand, und bringt ihn nach und nach wieder zum Leben. Unterdessen erkannten einige Zuschauer den Mann und riefen: „Ach es ist der elende Jude Isaak, warum ist er nicht auf dem Grunde des Wassers geblieben; er wäre ein gutes Futter für die Fische gewesen! Es ist ein Dieb; wenn er uns etwas verkauft, so möchte er gerne das Geld und die Waare haben.“ Ohne auf alle diese Reden zu achten, fuhr Herr Sainval fort, diesem armen Menschen seine Sorgfalt zu widmen. Die ersten Worte desselben, sobald er die Augen aufschlug, waren: „Ach, meine armen Waaren, wo sind sie?“ Diese Worte erregten von Seite einer Menge Neugieriger ein Gelächter; aber Herr Sainval machte mit einigen Worten, welche stets Achtung gebieten, dieselben auf das Unanständige ihres Benehmens aufmerksam, und stimmte sie sogar zum Mitleid gegen den israelitischen Hausirer. Dieser arme Mensch hatte, während er von einer Insel zur andern überschiffen

wollte, um daselbst seinen kleinen Handel zu treiben, seinen Nachen ungeschickt gelenkt, welcher gewaltsam an einen Felsen anstieß, der mit dem Wasser gleich hoch stand, und nachdem er umgeschlagen war, untersank. Die Loire hatte alle Waaren des Juden verschlungen, und mit derselben Alles, was er auf der Welt besaß. Von diesem Unglück gerührt, wollte Herr Sainval seine Wohlthat nicht halb gethan lassen. Er nahm seinen Hut in die eine Hand, und mit der andern stellte er den unglücklichen Schiffbrüchigen vor, und machte in einigen Stunden unter den bei dem Feste versammelten Leuten eine Sammlung, welche vollkommen hinreichte, um Isaak die Mittel darzubieten, andere Waaren zu kaufen. Als Herr Sainval die Glückwünsche einer großen Anzahl Personen und die wiederholten Danksagungen Isaaks empfangen hatte, und der Abend schon zu sinken anfing, ließ Herr Sainval seine ganze Familie ins Boot steigen, und man fuhr fröhlich nach der Insel Behuard zurück. Man kann sich denken, daß am andern Morgen in der kleinen Familie von den Vergnügungen des gestrigen Abends die Rede war. Der eine sprach von dem Tanze, der andere vom Kegelspiel, ein dritter von der Wasserfahrt. Man konnte des Erzählens kein Ende finden; das unglückliche Abenteuer des Juden Isaak war nicht vergessen. Jeder legte es auf seine Weise aus. Adele bewunderte den Muth und das gute Herz des Vaters. Emil sagte, er habe einen Augenblick besorgt, durch den elenden Juden möchte auch das Boot umschlagen, welches ihn zu retten kam, und es

wäre sehr grausam gewesen, wenn ein rechtlicher Mann umgekommen wäre, während er das Leben eines von aller Welt verabscheuten Menschen erhalten wollte.

Herr Sainval hörte einen Theil dieser Gespräche mit an; besonders merkte er auf den verächtlichen Ton, mit welchem Emil das Wort Jude aussprach, und nahm sich fest vor, ihm eine tüchtige Lektion zu geben.

Da er sah, daß die Arbeit nicht recht fortgehen wollte, was am Morgen nach einem Feste gewöhnlich der Fall ist, kündigte Herr Sainval an, daß der Abend der Lektüre gewidmet seyn solle, und daß man frühzeitig anfangen werde. Sobald daher die Hitze des Tages ein wenig nachgelassen hatte, und die Sonne eben am Horizont hinuntersank, versammelte sich die ganze Familie an der Thüre des Hauses. Adele brachte einen Sessel herbei, in welchem sich die gute Mutter setzen sollte, und alle Zuhörer nahmen auf der steinernen Bank Platz.

Herr Sainval mit mehreren Büchern unter dem Arme, setzte sich mitten unter seine Kinder und begann also:

„Meine Freunde, da ich heute einige Reden von euerem Gespräche über das gestrige Fest hörte, glaubte ich zu vernehmen, daß ihr die Begebenheit mit dem armen Isaak nicht vergessen habt. Ich habe auch leider in dieser Hinsicht einige nicht sehr christliche Worte bemerkt; meine Absicht ist nicht, sie zu rügen, aber ich will euch mit Dingen unterhalten, welche als Antwort darauf dienen können.

Jedes von euch kennt die rührende Parabel von dem Samariter. Ihr habt sie auswendig gelernt, und ich glaube

gern, daß die vortreffliche Sittenlehre, welche sie in sich schließt, für euch nicht ganz verloren gegangen ist. Dennoch wollen wir sie noch einmal mit einander lesen. Dieses Lehrstück predigt überdieß zu viel Menschenliebe, und die Gelegenheit, sie auszuüben, ist häufig und wird oft vernachläßigt, als daß man nicht bei jeder Gelegenheit darüber nachdenken sollte.

„Ein Gesetzlehrer trat auf, Jesus zu prüfen und sprach: Lehrer, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen. Jesus aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetze geschrieben? Wie liesest du? Er antwortete und sprach: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, nach allen deinen Kräften, mit deinem ganzen Gemüthe, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Da sprach Jesus zu ihm: Sehr richtig hast du geantwortet, thue das, so wirst du leben. Aber jener wollte sich rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Ein Mensch reisete von Jerusalem nach Jericho hinab, und fiel unter die Straßenräuber; diese plünderten ihn aus, verwundeten ihn, gingen weg und ließen ihn halb todt liegen. Es begab sich aber, daß ein Priester denselben Weg hinreisete, und da er jenen sah, ging er vorüber. Auch ein Levit, der des Weges kam, trat näher und sah ihn, und ging ebenfalls vorüber. Ein Samariter aber, der des Weges reisete, ging auf ihn zu, und als er ihn sah, wurde er innigst gerührt. Er trat hinzu, verband ihm die Wunde, goß Oel und Wein hinein, hub ihn auf sein Lastthier, brachte ihn

zur Herberge und pflegte sein. Am folgenden Tage zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirthe und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch überdieß aufwenden wirst, will ich dir bei meiner Rückkehr erstatten. Wer dünkt dir nun von diesen dreien dem, der unter die Straßenräuber gefallen war, der Nächste geworden zu seyn?" Er sprach: der Mitleid an ihm bewies. Da sagte Jesus zu ihm: So gehe hin und handle ebenso!

In diesem göttlichen Gleichniß, fuhr Herr Sainval fort, könnt ihr, meine Kinder, den ganzen Geist der Lehre Jesu erkennen. Nicht den Priester oder den Leviten wählt er aus, um praktische Regeln der Menschlichkeit zu geben. Ueberdieß waren der Priester und der Levite in den Vorurtheilen und Unvollkommenheiten des alten Gesetzes aufgewachsen, an dessen Stelle Jesus ein ganz neues setzen wollte. Wie er die unwissendsten und ungebildetsten Männer zu Aposteln nahm, so zeichnete er hier einen Samaritaner, einen Mann ohne Bildung, der in der Einfalt seines Herzens wandelt; und um den ganzen Umfang des zarten Erbarmens zu zeigen, welches der christlichen Lehre zu Grunde liegt, stellt er hier den Samaritaner auf, welcher seine Barmherzigkeit an einem Juden übt. Nun waren aber die samaritanische und jüdische Nation geschworene Feinde. Der Samaritaner wußte es sehr wohl, aber in diesem Augenblicke vergaß er es; er sah in dem mit Blut und Wunden bedeckten Juden nur einen Menschen, seinen Nächsten, seinen Bruder. Seht, mit welcher Eile, mit welchem Eifer er vom Pferde steigt, die Wunden des

Unglücklichen verbindet, Oel und Wein hineingießt, denselben in eine Herberge führt, ihn mit lebhafter Sorgfalt empfiehlt; Alles, was der Jude nothwendig haben konnte, zum Voraus bezahlt, und sich anbietet, bei seiner Zurückkunft Alles zu ersetzen, was mehr aufgewendet werden sollte. Seht, meine Kinder, das wahre Muster der christlichen Liebe! Unsere Priester gleichen demjenigen nicht, von welchem in der Parabel die Rede ist. Wenn sie wissen, daß sie damit beauftragt sind, die Religion zu beweisen, so sehen sie es auch als den wichtigsten Theil ihres heiligen Amtes an, zu zeigen, daß sie es ebenfalls verstehen, Liebe für dieselben einzuflößen. Eine liebevolle Duldsamkeit beseelt sie für die Unglücklichen aller Sekten; und um einem Unglücklichen Beistand zu leisten, fragen sie nicht, ob er ein Christ ist, sie kommen ihm sogleich zu Hülfe; sodann suchen sie, um ihre Wohlthat vollständig zu machen, dem unglücklichen Gegenstand ihrer Sorgfalt, wenn seine Augen dem wahren Glauben noch nicht geöffnet sind, ihm dieselben mit Sanftmuth, durch die Kraft der Ueberzeugung und der Dankbarkeit für eine so mitleidsvolle Religion aufzuschließen.

Fenelon, der berühmte Erzbischof von Cambrai, der unsterbliche Verfasser der Abenteuer des Telemach, trug in seinem Herzen die unerschöpfliche Liebe, welche das Evangelium vorschreibt. Sein Leben war eine lange Reihe guter Werke, und einer seiner Lieblingssätze war: „Man müsse seine Familie mehr lieben, als sich selbst; sein Vaterland mehr, als seine Familie, und das Men-

schengeschlecht mehr, als sein Vaterland. Seine Ansichten waren den Jansenisten ganz entgegengesetzt, und doch nahm er sie, da sie verfolgt wurden, bei jeder Gelegenheit in Schutz.

Gott, sagte er, ist für sie nur ein schreckliches Wesen; für mich ist er der Gute und Gerechte. Laßt uns, sagte er zu ihren Verfolgern, hinsichtlich der Jansenisten das seyn, was sie nicht wollen, daß Gott gegen die Menschen sey, voll Mitleid und Nachsicht. Da man ihm vorstellte, daß die Jansenisten seine erklärten Feinde seyen, und daß sie Alles aufbieten, um seine Lehre und seine Person zu verschreien, antwortete er: Dieß ist ein Grund mehr, sie zu dulden und ihnen zu verzeihen. Fenelon hatte in den ersten Jahren seiner Jugend durch diese liebevolle und brüderliche Duldsamkeit eine große Anzahl Seelen für die katholische Religion gewonnen. Die zahlreichen Bekehrungen, welche seine Mission in Saintonge krönten, begründeten zuerst seinen Ruhm und verschafften ihm die Ehre, als Erzieher der Enkel Ludwigs XIV. berufen zu werden. Wir haben vielleicht noch mehr als einmal Gelegenheit, von diesem tugendhaften Prälaten zu sprechen.

Flechièr, Bischof von Nimes, welcher mehrere herrliche Leichenreden, besonders die auf Turenne verfaßt hatte, und mehr als zierlicher und geistreicher Schriftsteller, denn als Kirchenhirte bekannt ist, verdient in jeder Hinsicht nach Fenelon aufgeführt zu werden. Die Diözese von Nimes war mit Protestanten angefüllt; er betrug sich gegen sie als zärtlicher und theilnehmender Vater, er belehrte sie

Alle durch die Kraft seiner Reden und führte mehrere durch den Geist des Friedens, der Sanftmuth und Nachsicht, welche ihn beseelte, in den Schooß der Kirche zurück.

In der Hungersnoth von 1709 theilte er unendlich viele milde Gaben aus. Die Katholiken und die Protestanten hatten gleichen Theil daran; nur ihre Noth und ihre Bedürfnisse, nicht der Glaube war dabei sein Maßstab. Als man mit ihm von seinem übertriebenen Eifer bei seinen Almosenspenden sprach, rief er aus: „bin ich umsonst Bischof.“ Man hat ihn mehr als einmal mit einer Einfachheit, welche den ersten christlichen Jahrhunderten an die Seite gestellt zu werden verdient, zu Fuß durch die Straßen von Nimes gehen, und mit der einen Hand Almosen, mit der andern den Segen austheilen sehen.

Die Nächstenliebe findet in allen Verhältnissen des Lebens einen Gegenstand, an welchem sie sich üben kann; aber nach dem geistlichen Stande gibt es vielleicht keinen, wo diese Tugend nothwendiger ist, als in dem Berufe der Aerzte. Leider sehen viele von ihnen darin nur ein Mittel, Reichthümer zu sammeln, und bringen zu dem Lager ihrer Kranken nur eigennützige Absichten. Diese entehren die schöne Heilkunst und machen ein gemeines Handwerk daraus. Doch will ich gern glauben, daß ihre Zahl die geringere ist; wenigstens haben wir tröstliche Beispiele vom Gegentheil. Ich will euch von einem braven Arzte erzählen, dessen Uneigennützigkeit und Menschenliebe ohne Zweifel zum Muster geworden ist. Ich

wünsche von ganzem Herzen, dasselbe möchte zahlreiche Nachahmer finden.

„Claude Bourdelin, Sohn eines berühmten Chemisten des siebzehnten Jahrhunderts, widmete sich frühzeitig der Arzneiwissenschaft. Abgesehen davon, daß er so zu sagen im Schooße der Medizin, der Botanik und Chemie geboren war, hatte er sich vorzüglich zu diesem Berufe bestimmt, wegen der Dienste, welche er den Menschen leisten konnte. Dieser Nutzen, welcher der erste Gegenstand des Arztes seyn sollte, war der einzige Zweck Bourdelins. Zwar genoß er ein sehr ansehnliches Vermögen, und hätte ohne Kranke bequem damit leben können; allein seine Uneigennützigkeit ging nicht aus seinem Vermögen, sondern aus seinem Charakter hervor, denn es ist nicht selten, daß ein reicher Mensch noch reicher werden will. Die Kranken Bourdelins waren ihm ziemlich unnütz, außer, daß sie ihm das Vergnügen gewährten, ihnen beizustehen. Er besuchte so viele Arme, als er konnte, und gerade sie vorzüglich. Er bezahlte ihre Arzneien, und versah sie sogar mit andern Mitteln, deren sie bedurften; von den Reichen das anzunehmen, was man ihm schuldig war, vermied er geflissentlich; man konnte es ihm ansehen, wie unangenehm es ihm war, wenn er Etwas annehmen mußte, und gewiß schonten die meisten gerne sein Zartgefühl und bequemten sich seinem Edelmuthe.

Im Jahr 1703 kaufte er die Stelle eines Leibarztes bei der Herzogin von Burgund. Einer seiner Hauptbeweggründe hiezu, war, wie man versichert, das Verlangen,

dem Publikum ganz ohne Interesse seine Dienste widmen zu können, und sich der lästigen Erkenntlichkeit zu entziehen, welcher er zu Paris nicht ganz entgehen konnte. Die Pflichten seines neuen Amtes riefen ihn nach Versailles. Bei seiner Abreise war die Trauer und Betrübniß unter den Armen seines Quartiers allgemein. Die größte Eigenschaft der Menschen ist diejenige, über welche diese Leute zum Richter gesetzt sind — die Wohlthätigkeit.

Er lebte zu Versailles wie zu Paris; ebenso thätig ohne Eigennutz, ebenso unermüdlich, oder wenigstens ebenso fleißig in seinen Geschäften, als es nur irgend ein Arzt aus eigennütziger Absicht hätte seyn können, dessen einziges Verlangen ist, Vermögen zusammen zu häufen. Seine Vorliebe für die Armen blieb sich immer gleich. Bei der Zurückkunft von seinen Besuchen, wo er mehrere derselben auf ihrem elenden Lager gesehen hatte, traf er noch eine Schaar zu Hause an, die ihn erwartete. Man erzählt sich, als er einst durch die Straße von Versailles ging, sagten einige Leute aus dem Volke unter einander: Es ist kein Arzt, es ist der Messias. Eine an sich unsinnige Uebertreibung (fügt Fontenelle bei, von welchem ich diese Erzählung wörtlich entlehne), aber einem lebhaften Dankgefühle, verbunden mit großer Unwissenheit, gewissermaßen verzeihlich. Als er in der Folge erster Leibarzt der Herzogin von Burgund wurde, blieb er stets derselbe, nur widmete er den Armen größere Sorgfalt, weil sich sein Vermögen vermehrt hatte. Sein Tod, durch übermäßige Anstrengung in seinem Berufe herbei-

geführt, erregte bei den unglücklichen Armen von Versailles eine wahrhafte Trauer.

Die Nächstenliebe kann bisweilen Handlungen eines ächten Heldenmuthes erzeugen, wie man sie im verflossenen Jahrhunderte bei der schrecklichen Pest zu Marseille sehen konnte.

Die Seuche war durch ein Kauffahrtheischiff vom Morgenlande hereingebracht worden, und das Pestgift auf der ganzen Fahrt im Schiffsraume verborgen geblieben. Aber sobald die Waarenballen an die Luft ausgestellt waren, brach die Pest aus. In den ersten Tagen wurden alle Häuser, welche um den Hafen lagen, von der Seuche ergriffen, und noch in derselben Woche war auch keine Straße mehr verschont. Ich will es nicht versuchen, die Verzweiflung zu malen, welche sich der Einwohner bemächtigte, als sie den ganzen Umfang ihres Unglücks und der Gefahren erkannten, welche sie erwarteten. Sobald ein dumpfes Gerücht die unheilvolle Kunde zu verbreiten anfing, flohen alle Reichen eilends auf das Land, ehe um die Stadt der Sanitätscordon gezogen war, um jede Verbindung mit Außen abzuschneiden. Allein die Geistlichkeit, von ihrem ausgezeichneten Bischofe, Herrn von Belzance, ermuntert, statt diesen furchtsamen Besorgnissen nachzugeben, schaarte sich vielmehr um ihr Oberhaupt, und bat ihn um seinen Rath und seine Befehle unter diesen schrecklichen Umständen. Alle Priester, der Bischof an der Spitze, vertheilten sich in der Stadt, und brachten den Kranken zugleich mit

den Tröstungen der Religion Alles, was ihre Lage erforderte. Man sah sie nach einander die Kranken versehen, ihnen mit Eifer dienen, und die Todten begraben.

Der größte Theil der Priester kam als Opfer seiner Menschenliebe um, und da man sah, daß die geringste Berührung mit den Verpesteten fast immer tödllich war, weigerten sich die Einwohner, welche noch nicht ergriffen waren, sich an die Priester anzuschließen, und sie bei ihren gefährlichen Verrichtungen zu unterstützen. Nun häuften sich die Todten, welche ohne Begräbniß gelassen wurden, in kurzer Zeit, und der Gestank, welchen sie ausdünsteten, vermehrte noch die Stärke des Uebels. Da wagte es Herr von Belzance und der Ritter Boze, ein Mann von großer Frömmigkeit, welcher bei der ganzen Dauer der Pest sich durch eine allaufopfernde Hingebung auszeichnete, diese so gefürchtete Beerdigung zu besorgen.

Damals stand noch an einem Ende der Stadt ein Thurm, dessen feste Masse einen alten Römerbau verrieth. Innen öffnete sich ein Abgrund, und die Sage berichtete, daß er sich bis zu einer entsetzlichen Tiefe erstreckte. In diesen Schlund stürzten die beiden christlichen Helden, von einigen Galeerensklaven begleitet, welche hiezu angewiesen waren, die Leichname hinab. Sie ließen sogleich eine große Menge ungelöschten Kalk darauf werfen, um die Fäulniß zu verhüten, und allen schädlichen Ausdünstungen vorzubeugen. Es war ein Wunder, daß der Bischof und sein eifriger Gefährte nicht ein Opfer ihrer Hingebung wurden. Fast alle Galeeren-

sklaven, welche man gezwungen hatte, ihnen zu folgen, fanden an demselben Orte ihren Tod, und vermehrten die Zahl der in den Schlund aufgehäuften Leichname.

Auf die Pest folgte wie gewöhnlich, eine schreckliche Hungersnoth. Die Feldarbeiten waren liegen geblieben, und eine gewisse Scheu, welche die Zeit allein entfernen konnte, hielt die Bewohner aus dem Innern Frankreichs ab, Marseille mit Lebensmitteln zu versehen, welche diese Stadt so nothwendig hatte. Der damals regierende Papst, von dem Elende der Marseiller gerührt, schickte ihnen drei mit Korn und sonstigen Lebensmitteln angefüllte Schiffe, um dieselben unter den Nothleidendsten zu vertheilen. Gerade als diese Schiffe die Küsten der Provence berührten, wurden sie von einem Korsaren aus Tunis gekappert. Allein sobald der Seeräuber die fromme Bestimmung der Schiffsladung erfuhr, wollte er gewissermaßen an der Menschenliebe des höchsten Vaters der Christenheit Theil nehmen. Er gab die drei Schiffe frei, und rief mit Thränen in den Augen: „Gehet, Christen, dahin, wohin euch eure Pflichten und die Liebe zu euren Brüdern rufen!“

Ich schließe diese Unterhaltung, meine lieben Kinder; aber die christliche Liebe ist ein so reicher, so wichtiger und unerschöpflicher Stoff; sie nimmt so mannigfache und wunderbare Gestalten an, und bringt bisweilen so außerordentliche Dinge hervor, daß ich mir vornehme, so oft darauf zurückzukommen, als es nöthig seyn wird,

um euch diese Lehre tief einzuprägen, welche der christlichen Moral so wesentlich ist.

Die Geschichten, welche ich euch so eben erzählt, haben euch deutlich gezeigt, was man unter der Nächstenliebe zu verstehen habe, und ich bin überzeugt, wenn nun Jemand, wer es immer seyn mag, euere Hülfe in Anspruch nimmt, so werdet ihr nicht lange fragen, ob er Protestant, Türke oder Jude ist. Die christliche Liebe und die Menschlichkeit, welche damit verbunden ist, wählt unter ihren Schützlingen nicht aus, alle Unglücklichen haben gleiche Rechte an sie, und Gott bewahrt seine Gnaden für diejenigen auf, welche sie in diesem Sinne verstehen und ausüben.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen. – Von der Nächstenliebe oder von der christlichen Milde. – Ihre außerordentlichen Wohlthaten. – John Howard. – Der heilige Franziskus von Sales.

Ich will, meine kleinen Freunde, begann Herr Sainval, als er die folgende Unterhaltung eröffnete, fortfahren, mit euch von der christlichen Liebe zu sprechen, und euch in einigen auffallenden Beispielen zeigen, wie weit ihr Eifer gehen kann (wenn es je möglich ist, ihr Gränzen zu setzen), und euch zugleich einige Menschen kennen lehren, welche von der Nächstenliebe in hohem Grade

beseelt waren, die ganz natürlich aus der Liebe Gottes hervorgeht.

Ich verweile um so lieber bei diesem Gegenstande, da er gleichsam das Band der Eintracht bildet, welches die Familien, das Vaterland und die ganze Gesellschaft zusammenhält, und bewirkt, daß wir alle miteinander nur Eine große Familie ausmachen, deren Vater Gott ist, und in deren Mitgliedern wir unsere Brüder erkennen, lieben, und ihnen in der Noth beistehen sollen.

Ich will zuerst von einem Engländer sprechen, welcher durch seine Menschenliebe ein wahrhafter Weltbürger wurde. John Howard im Jahre 1729 zu Hackney geboren, war der unermüdete Freund der Armen und Gefangenen in allen Ländern. Da er nach dem Erdbeben, welches Lissabon betroffen hatte, diese Stadt besuchen wollte, wurde er auf der Ueberfahrt von einem französischen Kaper ergriffen. Er wurde als Kriegsgefangener in Frankreich zurückbehalten, hatte daselbst alle Leiden zu ertragen, welche mit diesem Zustande verbunden sind, und faßte vielleicht daselbst das so lebhafte Interesse, welches sein ganzes Leben an das Schicksal der Gefangenen fesselte, und die großen und hochherzigen Gedanken, ihr Loos zu lindern. Nachdem er die Mißbräuche, welche in den englischen Gefängnissen herrschten, erkannt hatte, wollte er dieselben ausrotten; er beschäftigte sich eifrig mit der innern Einrichtung der Gefängnisse; brachte seine Klage vor das Parlament, und bewirkte einige Verbesserungen. Die Kammer der Ge-

meinen votirte ihm eine Dankadresse. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, vergrößerten sich seine menschenfreundlichen Plane, und nachdem er die Untersuchung der englischen Gefängnisse vollendet hatte, unternahm er es, nach und nach alle Gefangenhäuser in Europa zu besuchen. Zwölf Jahre, von 1775 bis 1787, verwendete er auf die Ausführung dieses großen und edlen Entschlusses. Er besuchte dreimal Frankreich, machte vier Reisen nach Deutschland, fünf nach Holland, zwei nach Italien, und durchzog Spanien und Portugal, die nördlichen Staaten und die Türkei. In allen diesen Ländern ist nicht ein Gefängniß, in welches er nicht Trost gebracht hätte, und bei seiner Rückkehr nach England veröffentlichte er das Ergebniß seiner Beobachtungen und Untersuchungen. Dieses Werk enthält interessante rührende und neue Schilderungen. Wenn man es liest, kann man nicht umhin, über die ins Einzelnste gehende Sorgfalt Howards für seine Günstlinge zu erstaunen.

Seine Bemühungen steigerten die Bewunderung seiner Landsleute auf einen so hohen Grad, daß sie eine Subscription eröffneten, um ihm ein Denkmal zu errichten. Howard, zu bescheiden, um diese Ehre anzunehmen, widersetzte sich lebhaft diesem Vorhaben. „Habe ich denn, schrieb er damals, nicht Einen Freund in England, der mir anhänglich genug ist, um einen solchen Plan zu verhindern.“ Er wollte noch einmal Rußland, die Türkei und die Levante bereisen,; aber da er nebst den Gefängnissen auch die Hospitäler besuchte, wurde er ein Opfer

seiner Hingebung. Da er zu Cherford in der Krimm einen mit einem ansteckenden Fieber Behafteten besuchen wollte, wurde er selbst davon ergriffen, und starb einige Tage darauf. Der Eifer Howards ging nicht aus Unbesonnenheit oder eitler Begeisterung hervor, sondern aus dem lebhaften Verlangen, seinen Mitbrüdern nützlich zu seyn. Die Ansichten Howards über die Gefängnisse, wurden in mehreren Ländern angenommen, und man wußte die Weisheit und Menschlichkeit derselben zu schätzen. Seine Landsleute haben ihm ein Denkmal in der Cathedrale von St. Paul errichtet. Die Erzählung der Thaten Howards erregten bei der ganzen kleinen Gesellschaft Bewunderung. Welche Aufopferung bedurfte es nicht, um allen Gefahren auf dem Meere, allen Wechselfällen auf langen Reisen unter verschiedenen Himmelsstrichen zu trotzen, in der Hoffnung, überall das Unglück der leidenden Menschheit zu lindern.

Emil war durch das heldenmüthige Beispiel Howards lebhaft ergriffen. „Wenn ich, sagte er, groß bin, werde ich es machen wie er, und die armen Gefangenen trösten.“ „Wir haben, fuhr Herr Sainval fort, die Duldsamkeit und die christliche Liebe Fenelons und Flechiérs betrachtet; wir wollen unsere Blicke noch einen Augenblick auf das Leben eines andern Prälaten richten, welchen die Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hat, und welcher diese Ehre durch seine guten Werke verdiente. Der heilige Franziskus von Sales, Bischof von Genf, in der Nähe dieser Stadt im Jahre 1567 geboren und

zu Lyon im Jahre 1622 gestorben, hatte sich in den ersten Jahren seiner Jugend durch zahlreiche und auffallende Bekehrungen unter den Protestanten der Schweiz ausgezeichnet. Man berichtet, daß er in zehn Jahren allein der Kirche mehr als 10,000 Seelen gewonnen habe. Er stiftete den Orden von der Heimsuchung Mariens für Mädchen von schwacher Gesundheit und sogar für kränkliche Frauen, welche in der Welt und in strengen Klöstern keinen Platz finden konnten. Er selbst nannte diesen Orden seine Freude und seine Krone. Der Orden von der Heimsuchung verbreitete sich in kurzer Zeit in Frankreich und in den Hauptstaaten Europa's. Als der fromme Stifter im Jahre 1618 nach Paris gekommen war, um die Ehe des Prinzen von Piemont mit Christine von Frankreich zu schließen, wählte ihn diese Prinzessin zu ihrem Almosenier. Der heilige Bischof wollte dieses Amt nur unter zwei Bedingungen annehmen:

1) Daß er nicht dadurch verhindert würde, in seiner Diözese zu wohnen, und 2) daß er den Gehalt für sein Amt nicht annehmen dürfe, wenn er es nicht versehe. „Sie haben, versetzte ihm die Prinzessin, Bedenklichkeiten, welche am unrechten Orte sind. Wenn ich Ihnen Ihren Gehalt geben will, selbst wenn Sie nicht dienen, was Uebles thun Sie da, ihn anzunehmen?“ — „Madame, war seine Antwort, ich befinde mich sehr wohl in der Armuth; ich fürchte den Reichthum, er hat schon so viele verdorben, und könnte mich auch verderben.“ Die Prinzessin mußte die zwei Bedingungen bewilligen,

und machte ihm auf der Stelle, gleichsam um ihn in sein Amt einzuführen, ein Geschenk mit einem Diamanten von hohem Werthe mit den Worten: „Behalten Sie ihn, aus Liebe zu mir.“ — „Ich verspreche es ihnen, Madame, versetzte jener, wenn die Armen ihn nicht nöthig haben.“ — „In diesem Falle, sagte die Prinzessin, begnügen sie sich, ihn zu verpfänden, und ich werde Sorge tragen, ihn wieder auszulösen.“ — „Ich fürchte Madame, dieses möchte nur zu oft vorkommen, und ich endlich ihre Güte mißbrauchen.“

Bei seiner Rückkehr in seine Diözese verkündigte ihm sein Verwalter, daß er einen bedeutenden Prozeß gegen mehrere Edelleute gewonnen habe, welche ihm Rechte auf ein Eigenthum streitig machten. Er schlug ihm vor, die Kosten dafür einzutreiben.

„Gott bewahre mich, versetzte der Bischof, so mit irgend Jemand zu verfahren, am allerwenigsten mit meinen Diözesanen, welche meine Kinder sind. Der Verwalter bestand darauf und sagte: Diese Kosten belaufen sich auf eine große Summe, welche er nöthig habe, um sich für den Aufwand zu entschädigen, welchen die Führung des Prozesses verursacht habe. „Achten Sie es für einen kleinen Gewinn, erwiederte Franziskus, die Herzen wieder zu gewinnen, welche dieser Prozeß vielleicht zu meinen Feinden gemacht hat. Ich schlage es sehr hoch an.“ Sogleich ließ er die Edelleute kommen, und schenkte ihnen die Kosten.

Ich könnte euch noch andere Thaten und Worte von dem heiligen Bischof von Genf erzählen; an Stoff fehlt

es nicht, aber es wird sich vielleicht in einer spätern Unterhaltung die Gelegenheit darbieten, darauf zurückzukommen. Versuchet es, meine Freunde, sagte Herr Sainval zum Schluße, alle eure Handlungen, wichtige oder unwichtige, nach den schönen Musterbildern einzurichten, welche ich euch vor Augen stelle. Ihr könnet die Vortheile nicht berechnen, welche für euch daraus hervorgehen werden. Vor Allem gefallet ihr dadurch Gott, was in jeder Hinsicht euer erstes Anliegen seyn muß, sodann werdet ihr den Beifall und die Freude eures Gewissens haben, und endlich die Liebe und die Achtung eurer Mitmenschen verdienen."

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorhergehenden. — Von der christlichen Milde. — Wohlthätige Stiftung der Kinder des Herrn Sainval. — Einige Züge aus dem Leben des heiligen Vincenz von Paul.

Die mit der That verbundene Erläuterung, und die geistvollen und interessanten Erklärungen, welche Herr Sainval über die christliche Sittenlehre gab, brachten in den Herzen seiner jungen Kinder sichtbare Früchte hervor. Es entstand unter ihnen ein frommer Wetteifer in guten Werken.

Auf den Vorschlag Adelens faßte man den Entschluß, mit Bewilligung des Vaters und der Mutter im Hause einen Armenstock aufzustellen, in welchen jedes nach Be-

lieben seine kleine Gabe niederlegen könnte. Der Zweck dieser Stiftung war, „alte und schwache Greise, arme Kranke und dürftige Familien zu unterstützen". Dieser Vorschlag wurde einstimmig und mit Begeisterung angenommen.

Adele, als die älteste und Urheberin dieses mildthätigen Vorhabens, bat die Aeltern um ihre Beistimmung. Man kann sich leicht denken, daß dieselben einem so christlichen und edlen Gedanken von ganzem Herzen Beifall schenkten. Herr Sainval umarmte alle seine Kinder, und ermunterte sie, auf dem guten Wege fortzuwandeln. Er versprach ihnen überdieß, selbst zu den Kosten beizutragen, welche die Verfertigung und die Aufstellung des Armenstockes erforderten, und gab hierüber sogleich die nöthigen Befehle.

Am andern Morgen war zur großen Freude der Kinder der Armenstock fertig, und man stellte ihn in dem Erdgeschoße auf, wo man sich im Winter zu den Abendarbeiten und christlichen Unterhaltungen versammelte. Es fragte sich nun, wer denselben zuerst einweihen sollte. Die Einweihung konnte auf keine rührendere und würdigere Weise vor sich gehen. Alle Kinder kamen mit ihren Gaben in der Hand herbei. Adele sprach die Ehre an, voranzugehen, und da ihre Forderung rechtmäßig war, so legte sie zuerst ein Vierzigsousstück in den Armenstock, welches sie durch Stricken verdient hatte.

Karl, Emil und Viktor brachten auch ein ihrem Alter angemessenes Schärflein herbei; ja sogar die kleine

Sophie wollte ihre Brüder und ihre Schwester nachahmen, und man gab ihr einen Sous, welchen sie durch die Oeffnung fallen ließ.

Herr Sainval, von den wohlthätigen und uneigennützigen Gesinnungen seiner kleinen Familie entzückt, fühlte sich glücklich, daß er dieselben nur zu entwickeln und ihnen eine gute Richtung zu geben brauchte, besonders dadurch, daß er ihnen die vollkommensten Musterbilder vor Augen stellte, hatte er diese ersten Erfolge von so glücklicher Vorbedeutung gewonnen. Das Mittel war gut, und er fuhr fort, davon Gebrauch zu machen.

Meine Kinder, sagte er ihnen gerade an dem Abende, als der Armenstock eingeweiht wurde, ich habe euch schon mehrere Züge aus der Geschichte vorgestellt, wo die Menschenliebe am herrlichsten sichtbar ist. Es scheint euch vielleicht unmöglich, daß es noch Etwas darüber gibt. Ihr täuschet euch, meine Kinder; ich habe noch nicht von dem heiligen Vincenz von Paul gesprochen, dem größten Helden der christlichen Mildthätigkeit.

Dieser große Mann erblickte das Tageslicht in einer Hütte der Diözese Aix, im Lande Foix. In seiner ersten Kindheit hütete er die kleine Heerde seiner armen Eltern. Sein durchdringender Verstand wurde frühzeitig bemerkt, und man schickte ihn nach Toulouse zum Studiren, wo er zum Priester geweiht wurde im Jahre 1600, dem ersten Jahr des siebzehnten Jahrhunderts, welches in so vielfacher Hinsicht so ruhmreich für unser Vaterland,

dessen edelster Schmuck aber in den Augen Gottes vielleicht Vincenz von Paul ist.

Er war nacheinander Sklave zu Tunis, Lehrer des Cardinals von Ratz, Dorfpfarrer, Generalalmosenier der Galeerer, Rektor eines Gymnasiums, Oberhaupt der Missionen in Frankreich und Gehülfe des Prälaten, welcher mit der Liste der geistlichen Pfründen beauftragt war. Er führte in Frankreich die Seminarien, die Missionäre der Lazzaristen und die barmherzigen Schwestern ein, deren Heldenmuth sich der Unterstützung der Unglücklichen widmet. Er gründete Hospitäler für die Gefangenen, für Findelkinder, für Kranke, Waisen und Irre, für Galeerensklaven und Greise; zu Paris verdanken ihm die Spitäler von Bicêtre, Salpêtrière, la Pieté, den größten Theil dessen, was sie sind. Die Stadt Marseille hat ihm ebenfalls dergleichen Einrichtungen zu danken. Sein edles Erbarmen umfaßte alle Arten von Leiden und Unglück, welchem die Menschheit ausgesetzt ist, und man kann in allen Theilen Frankreichs die Denkmale seiner glühenden Menschenliebe bewundern.

Als Vincenz von Paul nach Paris kam, verkaufte man die Findelkinder in der Straße Saint-Landry wie das Vieh; diese unschuldigen Geschöpfe, von herzlosen Müttern verlassen, wurden oft zu zwanzig Sou das Stück verkauft, und man gab sie aus Mitleid (diesen Ausdruck gebrauchte man) kranken Frauen, welche sie nöthig hatten, um ihnen eine verdorbene und oft tödtliche Milch

auszusaugen. Diese Kinder kamen fast alle um's Leben.

Das Herz des heiligen Vincenz von Paul wurde bei diesem Anblicke zerrissen, und er beschäftigte sich unaufhörlich damit, das Loos dieser kleinen Unglücklichen zu lindern; anfangs brachte er ein Kapital zusammen, dessen Ertrag die Ernährung von zwölf dieser unglücklichen Kinder sicherte; bald erhielt seine Mildthätigkeit für alle diejenigen Unterstützung, welche man an den Thoren der Kirchen ausgesetzt fand; aber da dieser neue Eifer in kurzer Zeit bei den Personen erkaltete, deren Freigebigkeit Vincenz von Paul in Anspruch genommen hatte, so mangelte bald alle Unterstützung, und die der Menschlichkeit zugefügte Schmach wiederholte sich von Neuem. Dieß entmuthigte jedoch den heiligen Priester nicht. Von einem gerechten Vertrauen auf die Vorsicht erfüllt, berief er eine außerordentliche Versammlung mildthätiger Frauen zusammen, ließ in der Kirche des heiligen Lazzarus eine sehr große Anzahl dieser armen Waisen, welche, dem Tode nahe, in den Armen der barmherzigen Schwestern lagen, aufstellen, bestieg die Kanzel und hielt mit Thränen in den Augen eine rührende Rede, welche ich euch vorlesen will.

„Nun, meine Damen, sagte der gute Priester, aus Mitleid und Menschenliebe haben Sie diese kleinen Geschöpfe als ihre Kinder angenommen. Sie waren ihre Mütter aus Barmherzigkeit, weil ihre natürlichen Mütter sie verlassen haben. Was soll aus ihnen werden, wenn

auch Sie dieselben auf immer verlassen wollen? Hören Sie einen Augenblick auf, ihre Mütter zu seyn, und werden Sie ihre Richter; ihr Leben und ihr Tod liegt in Ihrer Hand. Ich will ohne Zaudern die Stimmen sammeln. Es ist Zeit, ihr Urtheil zu verkünden, und unwiderruflich zu entscheiden, ob Sie kein mitleidiges Herz für sie haben wollen. Seht, da sind sie! Sie werden leben, wenn Sie fortfahren, eine liebevolle Sorgfalt für sie zu hegen, und ich erkläre es vor Gott, sie werden morgen sterben, wenn Sie dieselben verlassen.

Auf diese rührende Ermahnung waren nur Schluchzen und edelmüthige Gaben die Antwort, und an demselben Tage, in derselben Kirche wurde das Hospital für die Findelkinder in Paris gestiftet, und mit 40,000 Livres Einkünfte begabt.

Herr Sainval hatte die Anrede des heiligen Vincenz von Paul mit lebhafter Bewegung gelesen, welche nebst dem Sinne der Worte und dem rührenden Umstande, der sie erzeugt hatte, auf die jungen Zuhörer einen mächtigen Eindruck machte; Thränen floßen aus Aller Augen. Als diese gefühlvolle Stimmung vorüber war, nahm Herr Sainval wieder das Wort: „Ich habe, meine Kinder, euch noch nicht alle wunderbaren und erhabenen Handlungen dieses würdigen Nachfolgers der Apostel erzählt, und kann eine That nicht mit Stillschweigen übergehen, welche so außerordentlich ist, daß man sie in Zweifel zu ziehen suchte; allein sie wird durch eine Menge Zeugnisse und durch die Geschichtschreiber des heiligen Vincenz von

Paul bestätigt. Wir wollen einen von diesen, Abelli, Bischof von Rodez sprechen lassen, welcher der Schüler des heiligen Mannes und fünfundzwanzig Jahre lang sein Tischgenosse war.

„Betrachten wir, sagt der Geschichtsschreiber, ein anderes Beispiel seiner christlichen Liebe, welches um so merkwürdiger ist, je seltener es vorkommt. Vincenz verrichtete lange Zeit, vor der Einsetzung seines Ordens eine Handlung der Liebe, welche derjenigen ganz ähnlich ist, die man von dem heiligen Paulin berichtet, welcher sich selbst verkaufte, um den Sohn einer armen Wittwe aus der Sklaverei zu befreien. Als er nämlich einmal auf den Galeeren einen Sklaven fand, welcher durch dieses Unglück genöthigt war, sein Weib und seine Kinder in großer Armuth zu verlassen, wurde er von der elenden Lage, in welcher sie sich befanden, so gerührt, daß er sich entschloß, alle nur möglichen Mittel anzuwenden, um sie zu trösten und zu unterstützen, und da er kein anderes fand, so wurde er innerlich durch eine außerordentliche Regung der Liebe angetrieben, selbst die Stelle dieses armen Menschen einzunehmen, um ihm dadurch ein Mittel zu geben, seine unglückliche Familie zu unterstützen. Durch die Gewandtheit, welche seine Menschenliebe ihm verlieh, bewirkte er, daß diejenigen den Tausch eingingen, von welchen die Sache abhing, und ließ sich freiwillig an die Kette dieses armen Menschen anschließen, welchem er die Freiheit verschafft hatte. Allein nach einiger Zeit wurde die außerordentliche Tugend dieses

liebreichen Befreiers in dieser harten Probe erkannt und er daraus erlöst. Mehrere haben seitdem nicht ohne einen Schein von Wahrheit vermuthet, daß die Geschwulst seiner Füße von dem Gewichte und von der Unbequemlichkeit der Kette hergekommen sey, welche man den Galeerensklaven anlegt. Als ein Priester seines Ordens einmal die Gelegenheit ergriff, ihn zu fragen, ob das, was man von ihm sage, wahr sey, daß er nämlich die Stelle eines Galeerensklaven eingenommen habe, so wich er dieser Unterhaltung lächelnd aus, ohne irgend eine Antwort auf seine Frage zu geben.

Das ganze Leben des heiligen Vincenz von Paul war ein ununterbrochenes herrliches Wunder der Liebe, seine Werke können erzählen, was er gethan hat, und seine Geschichte zeigt uns ihn unaufhörlich in so verzweifelter Lage, daß man kaum begreifen kann, wie er sich daraus ziehen konnte; und doch befreite er sich immer schnell und einzig durch seine eigenen Mittel daraus, wenigstens ohne andern Schutz als den der Vorsehung, welche ihn als das vorzüglichste Werkzeug bei Austheilung der Wohlthaten zu betrachten schien, welche sie für die Unglücklichen bestimmte.

Man kann daraus die Unerschöpflichkeit der Hülfsquellen beurtheilen, die er in sich selbst fand. In widrigen Zeiten schickte dieser arme Priester nahe zwei Millionen an baarem Geld und Wechseln nach Lothringen. Man möchte gern bei jedem der zahlreichen Dienste verweilen, welche er dem Staate, der Religion und der

Menschheit leistete; aber um diese angenehme Aufgabe zu erfüllen, mußte man jeden Tag seines langen Lebens besonders bemerken. Er lebte bis in sein 85stes Jahr. Als er am Vorabende seines Todes sehr schläfrig war und ihn einer seiner Missionäre um die Ursache dieses beständigen Schlummers fragte, antwortete er lächelnd: „Es ist der Bruder, welcher auf die Schwester wartet.“ Dadurch drückte er auf eine ebenso rührende als geistreiche Weise die ganze Ergebenheit seiner Seele aus; dennoch mußte die Seele des heiligen Vincenz von Paul beim Abschiede von dieser Welt bedauern, nicht noch mehr Gutes daselbst verrichten zu können.

Ich schließe hier, meine Kinder, sagte Herr Sainval, mit den Lehren und Beispielen, welche ich euch besonders in Betreff der Nächstenliebe geben wollte. Was könnte man noch beifügen, nachdem man von dem heiligen Vincenz von Paul gesprochen hat?

Indessen ist es doch möglich, daß wir noch einmal auf den nämlichen Gegenstand in der Sittenlehre zurückkommen; denn die christliche Liebe, welche auf jeder Seite des Evangeliums sich offenbart, nimmt so mannigfaltige Gestalten an, daß sich wohl eine neue Gelegenheit darbieten könnte, denselben Gegenstand zu behandeln, welcher euch überdieß nur das lebhafteste Interesse einflößen muß.

Siebentes Kapitel.

Ueber die Art und Weise, Almosen zu geben. — Schöner Zug aus dem Leben Montesquieu's. — Der Wohlthäter, wie es wenige gibt.

„Ja, Madame, ich habe den Gedanken gehabt, eine kleine Sparkasse für die Armen anzulegen, der Vater hat mich deßhalb sehr gelobt, und zu diesem Zweck die Armenbüchse anfertigen lassen, welche Sie sehen. Wir legen Alles hinein, was wir können; aber ich lege viel öfter und viel mehr hinein, als meine Brüder. Sie müssen auch wissen, daß ich Geld verdiene, und sie nicht. Erst diesen Morgen habe ich ein Zehnsousstück hineingelegt.“

So äußerte sich Adele mit triumphirender Miene, in Gegenwart einer Frau aus der Nachbarschaft, welche zum Besuche ihrer Eltern gekommen war. Diese Frau wünschte dem kleinen Mädchen viel Glück zu seinen guten Gesinnungen für die Armen; aber da Adele an dem Komplimente Vergnügen fand, und neue Lobeserhebungen hervor zu locken suchte, machte ihr Herr Sainval bemerklich, daß es sich nicht für sie schicke, sich des Guten, das sie thun könnte, so zu rühmen, und daß sie wesentlich gegen eine Vorschrift beim Almosengeben fehle, welche verlange, daß man die guten Werke verborgen halte. Auf diesen Vorwurf wurde Adele roth und schlug die Augen nieder. Herr Sainval, um sie nicht zu sehr in Verlegenheit zu bringen, fügte bei: „Du brauchst dich nicht so sehr zu schämen,

mein liebes Kind; die Hauptsache ist, daß du ein anderes Mal zu schweigen weißt. Ueberdieß werden wir an einem der folgenden Abende auf diesen Punkt zurückkommen, nicht um dich zurechtzuweisen, sondern dich wie deine Brüder darüber aufzuklären.“

Einige Tage darnach hielt Herr Sainval Wort. Er hatte gerade Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß auch Emil und Karl in das Dorf gingen, und Allen, welche es hören wollten, erzählten, wie sie Geld für die Armen zusammensparten, und zu diesem guten Werke Alles hergegeben hätten, was sie besäßen.

„Meine Kinder, eurem Gedächtnisse ist gewiß das Evangelium noch nicht entfallen, welches sagt: „Achtet wohl darauf, daß ihr nicht vor den Leuten Gutes thut, um von ihnen gesehen zu werden; sonst habet ihr keine Belohnung von eurem Vater im Himmel. Wenn du also Almosen gibst, so posaune es nicht vor dir her, wie es die Heuchler in den Synagogen und auf den Straßen thun, um von den Leuten gepriesen zu werden. Wahrlich! ich sage euch, Sie haben ihren Lohn dahin! Deine Linke wisse nicht, was deine Rechte thut, wenn du Almosen gibst, daß dein Almosen verborgen bleibe; und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird dir es vergelten.“ Seht da, fuhr Herr Sainval fort, eine ganz einfache, deutlich ausgesprochene Vorschrift. Versuchet, meine Kinder, sie nicht nur eurem Gedächtnisse, sondern auch eurem Herzen einzuprägen, welches euch dann befehlen wird, was ihr thun sollt. Ich kann euch nicht genug

empfehlen, die größte Verschwiegenheit zu beobachten, wenn ihr ein gutes Werk thut; einmal, weil die verborgenen guten Werke für den Himmel ein unendlich angenehmer Wohlgeruch sind, und dann, weil sie auch den Unglücklichen, welche der Gegenstand derselben sind, mehr gefallen, insofern sie ihre Eigenliebe nicht verletzen, und ihre Dankbarkeit ungezwungener, freier und aufrichtiger machen. Wenn du deinen Nächsten aber deßhalb zu Hilfe kommst, um dich darüber zu rühmen, so läßt du ihn gleichsam die Wohlthaten bezahlen, welche du ihm erweisest, und befreist ihn selbst von der Verbindlichkeit, welche er durch den Empfang deiner Dienstleistung gegen dich einging, statt daß du, wenn du ein strenges Stillschweigen beobachtest, das doppelte Verdienst hast, sowohl deine Pflichten gegen Gott zu erfüllen, als der Dankbarkeit deines Nächsten zu Hilfe zu kommen.

Es liegt sogar nach den Gebräuchen dieser Welt in deinem eigenen Interesse, zu schweigen. Wenn du prahlerisch und übertrieben von den guten Handlungen sprichst, welche du verrichtest, glaubst du, man werde dir eine ungewöhnliche Bewunderung zollen? Da täuschest du dich; man wird sich begnügen, zu bemerken, man sehe wohl, daß Almosengeben bei dir nichts Gewöhnliches sey, und dadurch wirst du dich sehr lächerlich machen.

„Montesquieu, der Verfasser der Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer, empfiehlt sich der Nachwelt durch einen Zug von Wohlthätigkeit, welcher ihm eben so viel Ehre macht, als seine hinterlassenen

Schriften, und welcher euch zur Lehre dienen kann. Ich muß euch im Vorbeigehen bemerken, daß Montesquieu gerade kein religiöser Mann war; allein in dieser Hinsicht war sein Benehmen ganz dem Geiste des Evangeliums angemessen.

Ein junger Mensch, Robert mit Namen, wartete zu Marseille am Gestade des Meeres, bis Jemand in seinen Kahn einsteigen würde. Ein Unbekannter nimmt darin Platz, aber einen Augenblick nachher will er wieder aussteigen, weil er nicht vermuthet, daß Robert der Schiffer sey. „Weil der Führer dieses Bootes nicht erscheint, so will ich nach einem andern sehen. — Aber, mein Herr, entgegnete der junge Mann, dieses da gehört mein; wollen Sie aus dem Hafen fahren und — Nein, es ist nur noch eine Stunde Tag, ich möchte nur noch einigemal in dem Bassin herumfahren, um die Kühlung und den schönen Abend zu genießen. Aber Sie haben weder das Aussehen eines Seemanns, noch die Manieren eines solchen. — Ich bin auch eigentlich keiner; wenn ich an Sonn- und Festtagen nach dem Gottesdienste dieß Geschäft treibe, so geschieht es nur, um Geld zu verdienen. — Was! so geitzig in Ihrem Alter! Dieß verunstaltet Ihre Jugend, und vermindert das Interesse, welches ihr glückliches Aeußere auf den ersten Blick einflößt. — Ach, Herr, wenn Sie wüßten, warum ich so sehr Geld zu verdienen wünsche, Sie würden meinen Kummer nicht noch dadurch vermehren, daß Sie mich schlecht beurtheilen. — Ich konnte Ihnen Unrecht thun, aber Sie haben sich nicht

erklärt. Wir wollen unsere Fahrt antreten, und Sie können mir dabei Ihre Geschichte erzählen. Der Unbekannte setzte sich. — Nun wohlan, fuhr er fort, erzählen Sie mir Ihren Kummer; ich möchte gern daran Theil nehmen. — Ich habe nur Einen Kummer, aber einen sehr bittern, sagte der junge Mensch; nämlich einen Vater in Banden zu haben, ohne ihn daraus befreien zu können. Er war in dieser Stadt Schiffsmäckler und hatte sich aus seinen und meiner Mutter Ersparnissen einen Antheil an einem Schiffe verschafft, welches nach Smyrna handelte. Er wollte selbst die Fahrt mitmachen. Das Schiff wurde durch einen Seeräuber genommen und nach Tetuan geführt, wo mein Vater in Sklaverei ist. Er braucht 2000 Thaler zu seiner Loskaufung; aber da er alle seine Mittel erschöpft hatte, um seinem Unternehmen mehr Gewicht zu geben, so haben wir diese Summe bei Weitem nicht. Doch arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht; ich mache es bei meinem Meister, einem Juwelier, dessen Kunst ich gelernt habe, ebenso, und suche, wie Sie sehen, jede freie Zeit zu benützen, welche mir die Sonn- und Festtage übrig lassen. Wir haben uns alle Arten von Entbehrungen, selbst in den ersten Bedürfnissen, auferlegt. Ein einziges Stübchen bildet unsere Wohnung. Ich wollte Anfangs die Stelle meines Vaters einnehmen, und ihn aus seinen Fesseln befreien, als meine Mutter, welche es, ich weiß nicht wie, erfuhr, mich versicherte, daß es ebenso unmöglich als thöricht wäre, dieses Vorhaben auszuführen, und

allen Kapitänen, welche nach der Levante handelten, verbot, mich an Bord ihres Schiffes zu nehmen. — Erhalten Sie bisweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, welche Behandlung ihm daselbst widerfährt. — Sein Herr ist Aufseher der königlichen Gärten; man behandelt ihn menschlich, und die Arbeiten, zu welchen man ihn verwendet, übersteigen seine Kräfte nicht; aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten und zu unterstützen; sein Weib und seine Kinder fehlen seiner Zärtlichkeit. — Welchen Namen führt er zu Tetuan? — Er hat ihn nicht verändert; er heißt Robert, wie zu Marseille. — Robert....bei dem Aufseher der Gärten....? Ihr Unglück rührt mich, aber nach Ihren Gesinnungen, welche es verdienen, darf ich Ihnen wohl ein besseres Loos vorhersagen, und wünsche es von Herzen. — Beim Genusse der Abendkühle wollte ich mich der Einsamkeit überlassen; nehmen Sie es also nicht übel, mein Freund, wenn ich ein wenig stille bin.

Als es Nacht war, erhielt Robert den Befehl, anzulanden. Der Unbekannte stieg aus dem Boote, drückte Robert eine Börse in die Hand, und entfernte sich eilig, ohne ihm zum Danken Zeit zu lassen. Diese Börse enthielt acht Doppel-Louisd'or und zehn Thaler.

Sechs Wochen nach diesem glücklichen Begegniß nahm die Familie Robert, welche unaufhörlich arbeitete, um die Summe voll zu machen, welche sie nöthig hatte, eben ein mäßiges Mahl ein, welches aus Brod und trockenen Mandeln bestand, als sie den Vater Robert sehr anständig

gekleidet herbeikommen sah, welcher sie in ihrem Schmerze und Elende überraschte.

Man denke sich das Erstaunen und die Freude seines Weibes und der Kinder! Der gute Robert wirft sich in ihre Arme, und erschöpft sich in Danksagungen für die Kleidungsstücke, welche man ihm angeschafft, und für die fünfzig Louisd'or, welche man ihm ausbezahlt habe, als er sich in das Fahrzeug einschiffte, wo seine Ueberfahrt uud seine Verköstigung schon im Voraus berichtigt waren; er wußte nicht, wie er für so viel Liebe und Sorgfalt danken sollte.

Ein neues Erstaunen ergriff die Familie; alle schauten einander an. Die Mutter bricht das Stillschweigen; sie meint, ihr Sohn habe das Alles gethan, und erzählt, wie er habe seinen Platz einnehmen wollen, und sie ihn daran gehindert habe. „Wir brauchten 6000 Livre als Lösegeld, und hatten ein wenig mehr als die Hälfte, dessen größter Theil der Ertrag seiner Arbeit war. Er wird Freunde gefunden haben, welche ihm zu Hilfe gekommen sind.“ Plötzlich schweigt der Vater ganz bestürzt stille; dann wendet er sich an seinen Sohn mit den Worten: „Unglücklicher, was hast du gethan; kann ich dir meine Befreiung verdanken, ohne darüber Reue zu empfinden? Wie konnte sie ein Geheimniß für deine Mutter bleiben, ohne um den Preis der Tugend erkauft zu seyn? In deinem Alter, als der Sohn eines unglücklichen Sklaven, verschafft man sich nicht so leicht die Mittel, welche du bedurftest. Ich zittere bei dem Gedanken, daß dich die

kindliche Liebe zu einem Verbrecher gemacht hat. Gib mir Gewißheit, sey wahrhaftig, ich müßte sterben, wenn du hättest aufhören können, ein rechtschaffener Mensch zu seyn.« »Beruhigen Sie sich, mein Vater, versetzte der junge Robert, indem er ihn umarmte, Ihr Sohn ist dieses Namens nicht unwürdig, und auch nicht so glücklich, ihnen beweisen zu können, wie theuer er ihm ist. Nicht mir verdanken Sie Ihre Freiheit; ich kenne ihren Wohlthäter. Erinnern sie sich, meine Mutter, an den Unbekannten, welcher mir seine Börse ließ; er hat sich so sorgfältig nach der Gefangenschaft meines Vaters erkundigt. O! er ist es, ich bin dessen gewiß! Ich will mein Leben daran wenden, ihn aufzusuchen, und wenn ich so glücklich bin, ihn zu finden, so muß er doch wohl herbeikommen, und den Anblick seiner Wohlthaten genießen.«

Nun erzählte Robert seinem Vater ausführlich die Geschichte mit dem Unbekannten. Robert, seiner Familie wieder geschenkt, konnte durch Arbeitsamkeit und den Beistand einiger Freunde sein Geschäft wieder einrichten. Mittlerweile ging sein Sohn immer damit um, den edlen Wohlthäter zu entdecken, welcher sich der Dankbarkeit seiner Familie so hartnäckig entzog. Zwei Jahre waren verflossen, ohne daß er ihn hätte finden können; als er ihn endlich eines Morgens früh begegnete, während er einsam am Hafen spazieren ging. »Ach mein Schutzengel!« dieß war Alles was er sagen konnte, indem er sich ihm zu Füßen war, wo er bewußtlos niederfiel. Der Unbekannte beeilt sich ihm zu helfen, und ihn um die Ursache seines

Zustandes zu fragen. „Wie mein Herr, wissen Sie es nicht mehr, versetzte ihm der junge Mensch, haben Sie Robert und seine unglückliche Familie vergessen, welche sie dem Leben zurückgaben, indem Sie ihr den Vater wieder schenkten. — Sie täuschen sich, mein Freund, ich kenne Sie nicht, und Sie können mich nicht kennen, ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen hier. Dieß ist Alles möglich, aber erinnern Sie sich, daß Sie vor sechsundzwanzig Monaten hier waren; erinnern Sie sich an die Spazierfahrt im Hafen, an das Interesse, welches Sie an meinem Unglück nahmen, an die Fragen, welche Sie an mich richteten, und welche Ihnen das nöthige Licht verschaffen konnten, um unser Wohlthäter zu werden. Sie, der Befreier meines Vaters, können vergessen, daß Sie der Retter einer ganzen Familie sind, welche nichts mehr wünscht, als Ihre Gegenwart. Entziehen Sie sich ihrem Wunsche nicht, und besuchen Sie die Glücklichen, welche Sie gemacht haben. Kommen Sie doch! — Ich habe es Ihnen schon gesagt, mein Freund, Sie täuschen sich. — Nein, mein Herr, ich täusche mich nicht, Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich Sie nicht wieder erkennen sollte. Kommen Sie doch!“ Zugleich faßte er ihn am Arme und wollte ihn fast mit Gewalt mit sich fortziehen. Eine Menge Volkes sammelte sich um Beide. Da sprach der Fremde mit ernstem und entschlossenem Tone: „Mein Herr, dieser Auftritt wird mir endlich lästig. Irgend eine Aehnlichkeit verursacht Ihren Irrthum; Seyen Sie vernünftig, gehen Sie nach

Hause, und genießen Sie die Ruhe, welche Sie nöthig zu haben scheinen. — Wie grausam, rief der junge Mann aus, warum trüben Sie, der Wohlthäter meiner Familie, durch Ihren Widerstand das Glück, welches sie nur Ihnen verdankt? Soll ich vergebens zu Ihren Füßen liegen? Sind Sie so unerbittlich, den Dank abzuschlagen, welchen wir schon so lange Ihrem Mitleiden aufsparen? Ihr, Anwesende, welche die Unruhe, in welcher ihr mich sehet, rühren muß, vereinigt euch mit mir, damit der Urheber unsers Glückes sein eigenes Werk betrachte." Bei diesen Worten scheint der Unbekannte sich einige Gewalt anzuthun, aber als man es am wenigsten erwartete, raffte er allen seinen Muth zusammen, um dem Reize des süßen Genusses, der ihm geboten wird, zu widerstehen, entwischt mitten unter die Menge, und ist im Augenblick verschwunden.

"Dieser Unbekannte war Montesquieu. Man hat es nur zufällig und nach seinem Tode erfahren. Man fand nämlich unter seinen Papieren eine Note von 6500 Livres an Herrn Maie in Cadix; dieselbe war zerknittert und durchstrichen, wie unnützes Papier, das man zum Feuer bestimmte. Man schrieb nun aus reiner Neugier an Herrn Maie, um zu erfahren, wozu diese Summe verwendet worden sey. Der Banquier antwortete, er habe sie zur Befreiung eines zu Tetuan in Sklaverei lebenden Marseillers Namens Robert verwendet, auf Befehl des Herrn Karl von Secandat Barons von Montesquieu, Parlaments-Präsidenten zu Bordeaux."

Welche edle und zarte Wohlthätigkeit auf der einen Seite, und auf der andern welche kindliche Liebe und Dankbarkeit. Alle Personen dieser Geschichte waren im Herzen einander würdig!

Ich will euch noch einen andern Zug derselben Art erzählen, oder vielmehr von einem Manne sprechen, dessen Leben von solchen Handlungen angefüllt war. Es ist mir um so angenehmer, euch von ihm zu unterhalten, da ich ihn in seinem Alter gekannt habe. Er hieß Monin. Mein Vater war mit ihm lange Zeit in Verbindung gestanden; sie waren Schulkameraden gewesen. Ich sah ihn sehr oft; denn er brachte hie und da den Abend bei uns zu. Er hatte ein ehrwürdiges Aussehen, voll Sanftmuth und Güte. Er wollte Alle, welche ihn umgaben, glücklich machen, und nach seinem Tode erfuhr man, daß seine Freigebigkeit oft die Unglücklichen in weiter Ferne aufsuchte. Es war häufig der Fall, daß nothleidende Familien und arme Kranke Hilfe aller Art erhielten, ohne die Hand desjenigen zu kennen, welcher sie ihnen zukommen ließ. Bald wurde diese Unterstützung durch einen Boten, bald durch einen Fuhrmann überbracht, und diese Leute waren nicht im Stande, ihrem Wohlthäter den geringsten Dank zu erstatten.

Außer diesen verborgenen Wohlthaten theilte Herr Monin auch unter die Armen reichliches Almosen aus. Er war unverheirathet, Besitzer eines schönen Vermögens und ohne Verwandte; auch gab er öfters auf die Bemerkungen, welche man über seine wohlthätigen Ausgaben

machte, zur Antwort: „Was wollen Sie? die Natur hat mir keine Familie geschenkt, mein Herz mußte also wohl eine annehmen: es ist die große Familie der Armen und Unglücklichen; sie sind meine Erben; aber soll ich warten, ihnen Gutes zu thun, bis ich todt bin! Nein, ich kenne meinen Vortheil besser, ich will mich nicht selbst eines so großen Gutes berauben.“

„Eine junge Dame aus der Stadt, welche wir bewohnten, hatte plötzlich ihren Gemahl verloren, welcher beim Salzsteuer-Amt angestellt gewesen war, und sah sich in Folge ihrer mißlichen Vermögensumstände genöthigt, Alles, was sie besaß, verkaufen zu müssen, wenn sie nicht auf einen bestimmten Termin die Summe von 4000 Livres bezahlte. Sie hatte keine Hoffnung, das Herz ihrer Gläubiger zu erweichen, sie waren unerbittlich; sie hatte zwei unmündige Kinder, was sollte aus ihnen werden. Nichts konnte der Verzweiflung dieser armen Wittwe gleich kommen.

In dieser traurigen Lage erhielt sie von Paris einen Wechsel, welcher auf 5000 Livres lautete. Man bat sie, sich dieses Geldes wie ihres Eigenthumes zu bedienen, und nicht darnach zu forschen, woher es komme. Diese arme Frau empfand ohne Zweifel große Freude, als sie diesen ganz unerwarteten Brief erhielt. Es ist ein großer Trost für die Unglücklichen, wenn sie sehen, daß man sich um ihr Schicksal bekümmert. Doch hinderte ein gewisses Zartgefühl diese Wittwe, sich des Geldes zu bedienen, so lange sie den Namen ihres Wohlthäters nicht wußte.

Wenn die Liebe und das Wohlwollen bisweilen erfinderisch sind, so ist es die ächte Dankbarkeit nicht weniger. Nach zahlreichen Erkundigungen, welche sie emsig anstellte, erfuhr unsere Wittwe durch eine Freundin, welche sie zu Paris hatte, fast mit Gewißheit von dem Banquier, welcher die 5000 Livres übersendet hatte, daß der Urheber der unbekannten Wohlthat der gute Herr Monin sey.

Sie kannte diesen ehrwürdigen Mann nicht besonders, doch zauderte sie keinen Augenblick, sich bei ihm vorzustellen, um ihm ihren Dank abzustatten. Sie nahm ihre zwei kleinen Töchter mit, und meldete sich bei ihrem Wohlthäter. Herr Monin empfing sie mit seiner unveränderlichen Güte. Die erkenntliche Wittwe stammelte mit Erröthen ihren Dank. „Was sagen Sie, Madame? Ich erfuhr leider, daß Sie im Unglück seyen; sollte ich so glücklich seyn, Ihnen meine Dienste anbieten zu können, ich bin bereit. Ihre zwei kleinen Fräulein sind sehr artig. — Aber, mein Herr, ich komme nicht, um ihre Hilfe von Neuem in Anspruch zu nehmen, ich will Ihnen für dasjenige danken, was Sie mir so edelmüthig zukommen ließen. — Was wollen Sie damit sagen, Madame, ich verstehe Sie nicht? — Aber, mein Herr, der Banquier hat Sie genannt.... — — Es ist mir unbegreiflich, der Banquier.... was wollen Sie damit sagen?“ — Nun erzählte die Wittwe Herrn Monin den ganzen Vorfall. — „Madame, zweifeln Sie nicht, erwiederte er, es ist Jemand, welcher Ihnen zu Hilfe kommen und zugleich ihr Zartgefühl schonen wollte. Danken Sie Gott dafür.“

„Ach, mein Herr, weil sie darauf bestehen, daß Sie an der Wohlthat, welche man mir erwiesen hat, keinen Antheil haben, so bin ich entschlossen, dieses Geld nicht eher anzuwenden, als bis ich weiß, woher es kommt. Ich will sogleich zum Herrn Pfarrer gehen, und die Summe in seine Hände niederlegen; mag dann über mich kommen was da will!“

Durch diese feste Erklärung besiegt, nahm sie Herr Monin bei der Hand und sagte: „Madame, ich sehe kein Mittel, Ihnen das Geheimniß länger zu verbergen. Ja ich habe diese Summe an Sie geschickt, machen sie Gebrauch davon, und wenn Sie dieselbe, ohne sich wehe zu thun, mir zurückerstatten können, dann mögen Sie dieselbe zum Herrn Pfarrer tragen, damit die Armen davon genießen können.

Die junge Frau brachte Herrn Monin von Neuem ihren Dank dar, welcher sie bat, diesen kleinen Dienst von ihm annehmen zu wollen. Die Wittwe bezahlte ihre Gläubiger, und ihre Lage wurde dadurch sehr erleichtert. Einige Jahre nachher brach die Revolution aus, und ich weiß nicht, was in dieser traurigen Zeit aus ihm geworden ist. Herr Monin hatte nicht den Schmerz, diese unglücklichen Zeiten zu erleben; der gute Greis war nicht mehr, er war hinüber gegangen, um den Lohn für seine guten Werke zu empfangen. Man fand in seinen Papieren mehrere Briefe, welche bezeugten, daß dieser vortreffliche Mann mehr als einmal das Mittel glücklich angewendet hatte, welches

ihm bei der jungen Wittwe mißlungen war. Ich denke meine Kinder, es wird nach dem, was ihr soeben gehört habt, nicht mehr nöthig seyn, euch zu erinnern, wie das Evangelium die Wohlthaten an die Unglücklichen ausgetheilt haben will.

Achtes Kapitel.

Geduld und Selbstbeherrschung, Früchte der christlichen Vollkommenheit. — Geist der Versöhnlichkeit. — Stelle aus einer Rede des P. Bridaine über den Zweikampf. — Beispiele der Selbstbeherrschung.

Ein ziemlich lebhafter Streit, welchen ein sehr unbedeutender Umstand herbeigeführt hatte, wie dieß immer unter Kindern und sehr oft unter Erwachsenen vorkommt, entzweite schon seit mehreren Tagen Emil und Karl. Die beiden Brüder hatten sich gegenseitig geschlagen, ohne daß Herr und Frau Sainval etwas davon wußten. Adele war allein bei ihrem Kampfe gegenwärtig gewesen, und ihre Bemühungen, sie wieder auszusöhnen, scheiterte an dem Zorn und der Hartnäckigkeit der beiden Brüder.

Einige Worte, welche sie bei Tische vor Herrn Sainval wechselten, verriethen ihm bald, was vorgefallen war, und da ihm die größte Eintracht unter seinen Kindern besonders am Herzen lag, so wollte er von ihnen selbst erfahren, wie der Streit sich erhoben habe, dann sie zu einer aufrichtigen Versöhnung führen, und ihnen nach

seiner gewöhnlichen Weise zeigen, wie schön es in den Augen Gottes ist, seinem Nächsten nicht zu zürnen.

Er rief nacheinander Emil und Karl in sein Zimmer, und stellte ein kleines Verhör mit ihnen an, woraus sich ergab, daß der eine so viel Unrecht hatte, als der andere. Versetzte Emil den ersten Streich, so hatte Karl seinen Bruder dazu herausgefordert.

„Meine Kinder begann Herr Sainval, wir hätten diesen Abend einen Spaziergang um die Insel gemacht, aber abgesehen davon, daß das Wetter ein Bischen kalt ist, so denke ich eine unserer kleinen lehrreichen Unterhaltungen werde euch eben so angenehm seyn, als der Spaziergang; was mich betrifft, so ziehe ich es vor, besonders da Emil und Karl es nöthig haben, zu brüderlicheren Gesinnungen gebracht zu werden.

„Das Evangelium befiehlt uns, unsern Feinden zu verzeihen, wie ihr bereits gesehen habt, aber noch nachdrücklicher verbietet es uns, mit unsern Brüdern in schlechtem Einverständniß zu leben. Höret, was Jesus seinen Aposteln hierüber sagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Schriftgelehrten und Pharisäer weit übertrifft, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehört, daß es bei den Alten hieß: Du sollst nicht tödten, und wer tödtet, soll des Gerichtes schuldig seyn; ich aber sage euch: Jeder, der auf seinen Bruder zürnet, wird des Gerichtes schuldig seyn, und wer zu seinem Bruder spricht: Raka! wird des hohen Raths schuldig seyn; wer aber sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers

schuldig seyn. Wenn du deine Gaben also auf den Altar bringest und dich erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe dort vor dem Altare, und gehe hin, versöhne dich zuvor mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe!«

Seht, meine Kinder, eine wichtige uud schöne Lehre, welche uns klar zeigt, wie sehr Gott den Frieden liebt und welche uns befiehlt, daß wir uns mit unserem Bruder versöhnen, bevor wir uns dem Altar nahen. Er will kein Opfer, welches ihm mit feindseligem Herzen und rachsüchtigen Händen dargebracht wird.

Besonders bemerkenswerth ist noch das Wort: »Wenn dein Bruder Etwas gegen dich hat, also nicht blos wenn man ihm Anlaß dazu gegeben, sondern sogar, wenn er Etwas übel aufgenommen hat, muß man sich voll Liebe mit ihm verständigen, aus Furcht, es möchte zum Hasse kommen, wenn man weiß, daß er uns haßt. Die erste Gabe, welche man Gott darbringen muß, ist ein Herz, frei von aller Lieblosigkeit und feindseligen Gesinnung gegen seinen Bruder.

Man muß, meine theuren Kinder, in der Liebe zum Frieden noch weiter gehen; denn der heilige Paulus sagt: die Sonne soll nicht untergehen über eurem Zorne! Die Finsterniß möchte unsern Unmuth vermehren, und uns noch mehr erbittern. Die finstern Leidenschaften, unter welche der Zorn, die Rachsucht und der Neid gehören, steigern sich während der Nacht, so wie Wunden, Fieber und sonstige Krankheiten zunehmen.«

In diesem Augenblicke näherte sich Emil Karln, welcher ihm zum Zeichen der Versöhnung die Hand entgegenhielt, und die beiden Brüder fielen einander in die Arme; sie wurden hierauf von allen ihren Verwandten umarmt, welche sich freuten, sie so herzlich versöhnt zu sehen.

„Meine Kinder, nahm Herr Sainval wieder das Wort, der Geist der Liebe und der Sanftmuth muß uns immer beseelen. Jeder von uns muß sich versöhnlich zeigen und sich mit seinem Bruder zu verständigen suchen; ja man muß noch weiter gehen, und den Geist der Rachsucht ganz auszurotten suchen. Jesus Christus erlaubt den Christen nicht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen oder sie zu suchen, um Genugthuung zu erlangen. Wenn die öffentliche Gerechtigkeit die Gewaltthätigkeit unterdrückt, so hindert der Christ es nicht, und achtet die öffentlichen Befehle; aber er für sich soll, statt sich an demjenigen zu rächen, welcher ihm eine Ohrfeige gibt, ihm vielmehr die andere Wange darreichen; er soll demjenigen, welcher ihm seinen Rock streitig macht, eher noch seinen Mantel überlassen, als wegen einer Kleinigkeit einen Prozeß anfangen und sich dem Geiste der Rachsucht gefangen zu geben. Die Ruhe seines Herzens ist ihm theurer, als der Besitz all' dessen, was ihm die Ungerechtigkeit rauben kann, und wenn er lieblos werden soll, um die entrissenen Güter wieder zu erlangen, so will er sie nicht um diesen Preis. O Evangelium! wie rein und liebenswürdig ist deine Lehre!“

„Ihr müsset noch eine schöne Stelle aus einer Rede des P. Bridaine vernehmen, welche sich auf diesen Gegenstand bezieht. In dem verflossenen Jahrhunderte hielt der berühmte Missionair Bridaine, ein außerordentlicher Volksredner, zu Grenoble eine Predigt, deren Erfolg wundervoll war. Der Krieg Frankreichs gegen Savoyen versammelte damals in dieser Stadt eine sehr zahlreiche Besatzung. Die Truppen liefen in Menge zu den Predigten Bridaine's. Sein apostolischer Eifer, durch ihre Gegenwart noch erhöht, verschaffte ihm in seiner Rede über die Feindesliebe einen neuen Triumph der Beredtsamkeit. Nachdem er sich gegen den Zweikampf mit dem größten Nachdrucke ausgesprochen hatte, hielt er einen Augenblick inne, und setzte seine Rede mit ruhigerer Stimme also fort:

„Ist unter meinen Zuhörern nicht ein tapferer Krieger, der mich hier voll Ungeduld unterbrechen will mit den Worten: — Vater Missionair, weißt du auch, was nach unsern Grundsätzen von Ehre eine Ohrfeige bedeutet. — Ja, mein Bruder, ich glaube es vollkommen zu wissen. — Du könntest dich wohl täuschen; wo hast du es denn gehört? — In einem Buche, welches mich all' das lehrt, was man vor Allem lernen soll; in einem Buche, welches mir eine solche Beleidigung als fluchwürdig oder mindestens ebenso schimpflich darstellt, als sie in euren Augen seyn kann: es ist das Evangelium; ich finde dort, daß unser Herr Jesus Christus seinen Henkern und seinen Richtern nie den geringsten Vorwurf gemacht hat, mitten

unter den Qualen seines Leidens, als er verhöhnt, verläumdet, gegeisselt und gekreuzigt wurde, und daß ein Backenstreich die einzige Mißhandlung ist, welche er nicht ertragen konnte, ohne sich darüber zu beklagen. Die heiligen Bücher geben mir darüber folgenden Aufschluß, und ich zweifle, ob die Welt auch einen größern Abscheu davor einflößt. Vernehmet nun die eigenen Worte des heiligen Textes: „Einer von den anwesenden Dienern gab Jesu einen Backenstreich und sprach: Antwortest du so dem Hohenpriester? Jesus antwortete ihm: „Habe ich unrecht geredet, so beweise, daß es unrecht sey, habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ Diese sehr passende und geistvolle Bemerkung brachte eine große Wirkung hervor. Wir finden noch mehrere sehr schöne Antworten angeführt, welche bei dergleichen Beleidigungen gegeben wurden. Houdard de Lamotte, Mitglied der französischen Akademie, trat einmal in einem großen Volksgedränge, welches ihn wider Willen mit sich fortriß, aus Versehen auf den Fuß eines jungen Menschen, welcher ihm eine Ohrfeige versetzte. Ach, mein Herr, sagte ihm Lamotte, indem er ihn sanft beim Arme nahm, es wird ihnen sehr leid thun, denn ich bin blind. Dieser Schriftsteller hatte sein ganzes Leben lang den Beleidigungen, welche ihn als Literaten trafen, eine eben so unveränderliche Sanftmuth entgegengesetzt. Der berühmte Lanquet, Pfarrer von St. Sulpiz zu Paris, sammelte einmal in seiner Kirche Almosen, und bestand darauf, von einem Unbekannten eine

Beisteuer zu erhalten, welcher unwillig über seine Zudringlichkeit ihn mit einer Ohrfeige zurückwies. „Was ich soeben empfangen habe, gehört mir, versetzte dieser ehrwürdige Seelsorger, nun aber bitte ich Sie für meine Armen.“ Der Unbekannte, durch diese edle Antwort gedemüthigt, überließ dem guten Priester seine Börse, und entfernte sich.

Als während der Auswanderung der tugendhafte Abbé Carron, der edelmüthige Nacheiferer des heiligen Vincenz von Paul für die französischen Kriegsgefangenen in England eine Sammlung veranstaltete, empfing er dieselbe Beleidigung und gab eine ebenso erhabene Antwort: „dieß gehört mir, geben Sie nun für unsere armen Landsleute.“ Ich erinnere mich noch an einen andern Zug von solcher Selbstbeherrschung. Zu Toulouse besuchte eine Frau einen Priester Namens Queyron, welchen die Zahl seiner Almosen vor allen übrigen Geistlichen bemerklich machte. Der Mann dieser Frau saß Schulden halber gefangen; vier Kinder und ihre Mutter, welche er mit dem Ertrage seiner Arbeit ernährte, sahen sich so aller Stütze beraubt; was sollte aus ihnen werden, wenn man dem Arbeiter nicht seine Schulden bezahlte und ihn in Freiheit setzte? Herr Queyron glaubte bei dieser Gelegenheit unbescheiden erscheinen zu dürfen, und entschloß sich, eine Sammlung zu veranstalten, obgleich er erst seit Kurzem die Reichen der Stadt angegangen hatte.

Demzufolge wiederholte er seine Besuche, und erschien

unter andern bei einem Kaufmann, welcher mit seinem Reichthum viel thun konnte, den aber seine natürliche Heftigkeit nicht sehr für dergleichen Forderungen stimmte. Der Augenblick war keineswegs günstig gewählt, denn der Kaufmann hatte soeben, ohne daß Queyron etwas davon wußte, durch das Falliment eines seiner Geschäftsfreunde einen beträchtlichen Verlust erlitten. „Was, noch einmal? sagte er zu dem Abbé Queyron, das ist zu arg!“ Ach wenn Sie wüßten, mein Herr. — Ich will nichts wissen, entfernen Sie sich! — Was soll dann aus dieser armen Familie werden? Ach ich beschwöre sie!“ .... Der Kaufmann kehrt sich wüthend um, und versetzte dem Abbé Queyron eine Ohrfeige: „Hier, mein Herr, versetzte dieser, ohne aus der Fassung zu gerathen, und hielt die andere Wange hin, geben Sie mir noch eine, wenn Sie mir nur für die arme Familie, welche ich zu unterstützen wünschte, etwas verwilligen.“ — Diese mit solcher Ruhe ausgesprochenen edlen Worte machten auf den Kaufmann einen plötzlichen Eindruck; Thränen der Reue entflossen seinen Augen: Kommen Sie mit mir, sagte er zu dem Abbé, indem er ihn bei der Hand nahm und führte ihn in das Zimmer, wo seine Kasse stand. Er öffnete dieselbe und sagte zu dem Armenvater, indem er auf das darin liegende Gold und Silber wies: „Nehmen Sie, so viel Sie wollen, ich erlaube es Ihnen.“ — „Ich werde, mein Herr, nur so viel nehmen, als Ihre Mildthätigkeit mir geben wird.“ Der Kaufmann griff sodann mit seinen beiden Händen in einen großen mit

Thalern angefüllten Sack, nahm daraus so viel dieselben fassen konnten, und legte es in den Hut des würdigen Almosensammlers, indem er ihm empfahl, wieder zu kommen, sobald diese Summe erschöpft sey.

Was aber vielleicht noch bewunderungswürdiger ist, man verdankt die Kenntniß dieser Anekdote nicht demjenigen, welcher die schönste Rolle dabei spielte; der Kaufmann breitete sie überall aus, indem er öffentlich seine Bewunderung für den Abbé Queyron bezeugte.

Dieß ist der Geist des Evangeliums, wie er von mehreren seiner würdigsten Diener thätlich geübt wurde. Die sanfte Selbstentsagung, statt sie zu erniedrigen, ist vielmehr eine ihrer schönsten Siegeszeichen. Freilich muß man, um zu dieser christlichen Vollkommenheit zu gelangen, den Muth haben, die Vorurtheile der Welt und den Hochmuth unserer eigenen Natur mit Füßen zu treten; aber das Evangelium, wohl begriffen und besonders tief gefühlt, verleiht den Muth dazu. Wir werden noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen. — Andere Beispiele von Selbstbeherrschung. — Der heilige Franziskus von Sales. — Der heilige Ludwig, König von Frankreich. — Der Marschall Turenne.

Wir wollen die Sanftmuth im Allgemeinen gegen unsern Nächsten, wer es immer seyn möge, betrachten, sprach

Herr Sainval zu seinen Kindern, als er die nächste Abendunterhaltung eröffnete. Ich habe euch noch mehrere Geschichten mitzutheilen, welche euch erbauen und belehren können. Das Evangelium, welches für alle unsere Leidenschaften einen Zügel hat, dringt besonders darauf, daß wir gegen unsern Nächsten nicht in Zorn gerathen sollen, welche Gründe wir auch immer dazu haben könnten. Aber der Zorn ist eine sehr heftige und plötzliche Leidenschaft, daß man ihm, um ihn zu besiegen, ehe er ausbricht, gleichsam zuvorkommen, und ihn mit den Waffen des Gebets und des Nachdenkens bekämpfen muß, sonst gewinnt er die Oberhand, und führt oft zu den schrecklichsten Thaten. Folgende Begebenheit wird euch meine Worte begreiflich machen.

„Zwei Personen, welchen Franziskus von Sales eine Summe Geldes schuldig war, erschienen vor ihm, bevor der ausgemachte Termin verstrichen war, und verlangten die Bezahlung der Summe. Der Prälat erwiderte ihnen: „Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, aber Sie wissen auch, daß der Termin noch nicht da ist; ich habe meine Anordnungen so getroffen, daß ich Sie befriedigen kann, wenn dieser Zeitpunkt da ist; für den Augenblick ist es mir ganz unmöglich.“ Diese Leute, welche auf die Zurückzahlung rechneten, antworteten trotzig, sie wollten schlechterdings bezahlt seyn. Franz von Sales, welcher von Natur sehr zum Zorne geneigt, sich sehr aufgeregt fühlte, ging sogleich in sein Zimmer, warf sich vor seinem Hausaltare nieder, und erstickte durch das Gebet die heftigen

Bewegungen, welche sich in seiner Seele erhoben. Hierauf kam er wieder zu den Beiden heraus, welche ihm noch stärker zusetzten.

„Ich habe es euch gesagt, meine Kinder, antwortete er ihnen, es ist mir ganz unmöglich, euch zu befriedigen; aber da sind meine Möbel, holet einen Ausrufer, und laßt sie, wenn ihr wollt, vor dem Thore meines Palastes verkaufen.“ Sie entfernten sich in dieser Absicht, aber der eine von ihnen, von den letzten Worten des heiligen Bischofs gerührt, sagte zu seinem Gefährten: „Sollten wir so grausam seyn, von einem solchen Anerbieten Gebrauch zu machen? müßten wir uns nicht schämen, den guten Prälaten so unwürdig behandelt zu haben? Wir wollen uns lieber bei ihm entschuldigen.“ Sie gingen hin und baten ihn sogar, den Armen die Summe zu geben, welche er ihnen schuldete, um das Unrecht zu vergüten, welches sie ihm angethan hatten. „Ich verzeihe euch von ganzem Herzen,“ erwiederte er, indem er sie umarmte, „denn ihr habt mir dadurch einen großen Dienst erwiesen, daß ihr mir Gelegenheit botet, den unseligen Zorn zu mäßigen, zu welchem ich von Natur nur zu sehr geneigt bin; auch habt ihr mir ein schönes Beispiel gezeigt, was die Selbstbeherrschung über Herzen vermag, welche so bieder und rechtschaffen sind, als die eurigen.“

Bewundern wir ferner die Güte und Standhaftigkeit des heiligen Ludwig. Dieser Fürst hatte eine Wunde an einem Beine; einer seiner Bedienten ließ, während er die Wunde verband, aus Versehen oder aus Ungeschicklichkeit

einen Tropfen brennenden Wachses auf das kranke Bein fallen. „Du hättest dich erinnern sollen, sagte der heilige Ludwig zu ihm, daß mein Großvater dir vormals den Abschied aus viel geringerer Ursache gab.“ Dieß waren die einzigen Worte, welche ihm der Schmerz entriß. Als dieser Fürst seine strengen Verordnungen gegen die Gotteslästerer erlassen hatte, murrte man gegen ihn, und einige gingen sogar so weit, Schmähungen gegen ihn auszustoßen. Ludwig erfuhr es, und verbot, sie zu bestrafen. „Ich verzeihe ihnen, weil sie nur mich beleidigt haben.“

Der berühmte Marschall Turenne verband mit großer Sanftmuth eine unerhörte Geduld. An einem sehr heißen Sommertage stand dieser berühmte Feldherr in einer weißen Jacke und mit einer Mütze auf dem Kopfe in seinem Vorzimmer am Fenster; einer seiner Leute trat herein und hielt ihn, durch die Kleidung getäuscht, für einen Küchenjungen, mit welchem er sehr vertraut war; er naht sich ihm ganz sachte von hinten und versetzte ihm mit einer nicht sehr leichten Hand einen tüchtigen Schlag auf das Hintertheil. Der Geschlagene wendet sich schnell um, und der Bediente erblickt voll Schrecken das Gesicht seines Herrn; ganz außer sich wirft er sich ihm mit den Worten zu Füßen: „Ach, gnädiger Herr, ich habe geglaubt, es sey Georg .... — Und wenn es Georg gewesen wäre, rief Turenne aus, indem er sich den Hintern rieb, so hättest du nicht so stark schlagen sollen.“

Soll ich, meine theuern Kinder, um euch die ganze Seelengüte bemerklich zu machen, welche in diesem Zuge

liegt, noch beifügen, daß Turenne einer der größten Generale zur Zeit Ludwigs XIV. war, und aus dem berühmten Hause Bouillon abstammte? Wie viele geringe Bürger wären an der Stelle des großen Mannes zornig geworden, und hätten ihren Diener mißhandelt, geschlagen und fortgejagt! Die Bescheidenheit Turenne's kam seiner Güte und seinem seltenen Feldherrntalente gleich. Wir werden zu seiner Zeit davon sprechen.

Da wir nun von der Sanftmuth, von der Güte und Milde, von der Selbstbeherrschung, von der Geduld und dem Edelmuthe handeln, welche Tugenden alle aus der christlichen Liebe hervorgehen, so will ich euch in unserer nächsten Unterhaltung zwei noch wenig bekannte Geschichten erzählen, welche euch an den Heldenmuth Bonchamps erinnern werden, von welchem ich euch schon in Betreff der Pflicht gesprochen habe, welche uns das Evangelium auflegt, unserm Feinde zu verzeihen. Man darf die doppelte Anwendung nicht scheuen, wenn es sich von Vorschriften und Beispielen der christlichen Liebe handelt.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.


Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.



Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Champagnac, Jean-Baptiste-Joseph,

Abendunterhaltungen eines Familienvaters oder die christliche Sittenlehre in Beispielen für die heranwachsende Jugend

Bd.: 1

Augsburg 1850

Paed.pr. 648-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759483-9